

# Adalbertus

zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung

herausgegeben von

adalbertus-werke e.v.

bildungswerk der danziger katholiken

adalbertus-jugend

katholische jugend aus danziger familien

# forum



# INHALT

Gerhard Nitschke <b>Begegnungen</b>	Seite 2
Pfarrer Paul Magino <b>Geistliches Wort auf dem Weg der Versöhnung</b>	Seite 3
Gerhard Nitschke <b>Danzigs europäische Brückenfunktion in Geschichte und Gegenwart</b> 9. Deutsch-polnische Studententagung in Danzig	Seite 4
Viola Nitschke-Wobbe <b>Danzigs europäische Beziehungen in seiner Blütezeit</b> Zum Referat von Prof. Dr. Jerzy Samp	Seite 7
Georg Domansky <b>Perspektiven im Raum Danzig nach dem Beitritt Polens zur EU</b> Zum Referat von Prof. Dr. Andrzej Stepniak	Seite 11
Pater Diethard Zils OP <b>1227–2002</b> <b>775 Jahre Dominikanerkloster in Danzig</b>	Seite 12
Prof. Dr. Andrzej Januszajtis <b>Erste St. Nikolaiikirche?</b> Sensationelle Entdeckung unter der Markthalle in Danzig	Seite 14
Viola Nitschke-Wobbe M.A. <b>Europäische Verbindungen im Musikleben Danzigs zur Zeit des Barocks und der Klassik</b>	Seite 16
Gerhard Nitschke <b>„Ich bin ein Danziger“</b> I. Weltweites Treffen der Danziger	Seite 18
<b>Das Denkmal – „Friedhof der nichtexistierenden Friedhöfe“</b>	Seite 21
<b>Andrzej Januszajtis – Ehrenbürger der Stadt Danzig</b>	Seite 23
Adalbert Ordowski <b>Menschenwürdiges Sterben</b> Religiöse Frühjahrstagung in Essen-Werden	Seite 24
Gerhard Nitschke <b>Kaschuben und Pommern</b> Tagung der Academia Baltica	Seite 25
<b>Literatur</b>	Seite 26
<b>Maria Luise Thurmair-Mumelter</b> <b>90 Jahre alt</b>	Seite 27
<b>Glückwünsche</b>	Seite 27
<b>Personalien / Zum Gedenken / Veranstaltungen</b>	Seite 28

# IMPRESSUM

## Herausgeber:

adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend  
Martinstraße 47–55, 40223 Düsseldorf.

## Redaktion:

Gerhard Nitschke (verantw.), V. Nitschke-Wobbe  
Am Gentenberg 1, 40489 Düsseldorf  
Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74  
E-Mail: g.nitschke@adalbertuswerk.de  
Internet: www.adalbertuswerk.de

## Gestaltung und Herstellung:

Willi Wilczek MediaService  
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf  
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77  
E-Mail: w.wilczek@t-online.de

## Fotos: J. Beutler, E. Kaminski, G. Nitschke

Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr.  
Für Mitglieder ist der Bezugspreis im  
Mitgliedsbeitrag enthalten.  
Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe  
von 12,- Euro je Jahr erbeten.  
Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)  
Konto-Nr. 1519 66-435

Das **adalbertusforum** berichtet diesmal von *Begegnungen* mancherlei Art. Unser Leben vollzieht sich überwiegend in *Begegnungen*, es ist auf *Begegnungen* angelegt und angewiesen. Gott wusste und wollte das, als er den Menschen in zwei Personen schuf, als ein dialogisches Wesen. Er wollte nicht – so steht es im Buche Genesis – „*dass der Mensch allein ist*“, weil er es als „*nicht gut*“ ansah. Doch er wusste auch und ließ es zu, dass dieses auf *Begegnungen* angelegte Wesen seine Gaben zum Guten und zum Bösen nutzen würde.

Fast alles, was in unserem Leben geschieht, beruht auf *Begegnungen*, denn nur in *Begegnungen* vollzieht sich Dialog – im positiven wie in negativen Sinn –, in *Begegnun-*

# BEGEGNUNGEN

*gen* wird Liebe verschenkt aber auch Leid angetan, Verzeihung angeboten aber auch auf dem vermeintlichen Recht bestanden, wird Versöhnung vollzogen aber auch im Gegeneinander beharrt, kann Friede wachsen aber auch Hass entstehen und sich verstärken.

Und auch die meisten Erinnerungen an bestimmte Ereignisse in unserem Leben – seien es freudige oder leidvolle – stehen im Zusammenhang mit *Begegnungen*, sowohl solchen mit Personen – Menschen, mit denen wir Umgang hatten, denen wir uns mehr oder weniger verbunden fühlen oder fühlten –, als auch mit Gegenständen, Orten, Landschaften und – im übertragenen Sinne – auch mit Phänomenen der Kunst, der Musik, der Religion, des Glaubens – am tiefsten sicher mit den ganz persönlichen *Begegnungen* mit Gott.

Wir haben täglich *Begegnungen*, flüchtige und nachhaltige. Und es gibt *Begegnungen*, die bestimmend werden für das ganze Leben, die so tief in unsere Existenz eingreifen, dass unser Leben sich wandelt, eine neue Richtung erhält, sich neue Perspektiven eröffnen.

Es ist zu hoffen, dass das spontane Engagement vieler Helfer gegen die große Flut in diesem Sommer – das Pfarrer Magino in seinem Geistlichen Wort als einen Weg der Versöhnung deutet – auch zu solchen nachhaltigeren und vielleicht auch wegbestimmenden *Begegnungen* geführt hat. Es wird inzwischen immer mehr deutlich, dass es nicht mit kurzfristiger finanzieller Hilfe oder auch langfristigen Krediten allein getan ist, sondern dass es der solidarischen, geschwisterlichen, geistigen Hilfe auf lange Dauer bedürfen wird, um bei vielen Menschen den

Schock dieses Jahrhundertunglücks zu überwinden.

Ich habe mich in jenen Wochen bei den Fernsehberichten häufig gefragt, ob ich es wohl hätte durchstehen können, nach dem 1945 erlebten Verlust aller Habe ein zweites Mal vor dem Nichts zu stehen. Hier wurde die „virtuelle“ *Begegnung* mit Menschen, die – wenn auch aus anderer Ursache – ein vergleichbares Schicksal erlitten, zum direkten Anlass, ihnen sowohl im Rahmen des Möglichen materiell beizustehen, als auch ihrer im Gebet zu gedenken.

Unsere diesjährige 9. Deutsch-polnische Studententagung, über die im ersten Teil dieser Ausgabe ausführlich berichtet wird, gab wieder Gelegenheit zu vielfältigen *Begegnungen*. Dabei muss daran erinnert wer-

den, dass die persönlichen *Begegnungen* von „alten“ und „neuen“ Danzigern zunächst die Grundlage legten für die Idee, 1994 die Veranstaltung einer 1. Studententagung in Danzig zu wagen. Seit den 70er Jahren gab es eine Reihe von einzelnen *Begegnungen* in Danzig – aber auch in Gemen, die nicht an die „große Glocke gehängt“ wurden – die den Boden bereiteten für diese inzwischen erfolgreiche Folge von im kommenden Jahr zehn Deutsch-polnischen Studententagungen. Dabei wird jedes Mal aufs neue deutlich, dass es auch weiterhin die persönlichen *Begegnungen* – inzwischen natürlich *Wieder-Begegnungen* – von regelmäßigen Teilnehmern sind, die das emotionale Fundament dieser Veranstaltungen bilden, zumal ein großer Teil derselben sich ein zweites Mal im Jahr in Gemen begegnet. Im Verlauf der Jahre sind daraus ja auch enge persönliche Kontakte und manche freundschaftlichen Beziehungen gewachsen, die als Sekundäreffekt sowohl der sommerlichen Urlaubsplanung als auch der subtilen Erforschung der Familiengeschichte zugute kommen.

Im Vordergrund steht natürlich ein anderer Erfolg: Der Wirkungskreis von menschlich-persönlichen im Zusammenhang mit intellektuell-dialogischen *Begegnungen* mit der Geschichte und Vergangenheit – insbesondere der leidvollen – führte zu zwei wichtigen Ergebnissen: zum einen zur Bereitschaft, neben dem trennenden erlebten Bösen auch das verbindende Gute zu suchen und so Schritte zur Verständigung und zur Versöhnung zu wagen, zum anderen hierauf aufbauend in die Zukunft zu schauen und die gemeinsamen Aufgaben in Europa und zu erkennen und deren Lösung anzugehen. Bei der diesjährigen 9. Studententagung mit dem Thema: „DANZIGS EUROPÄISCHE BRÜCKENFUNKTION IN GESCHICHTE UND GEGENWART“ wurden hier sicher in beiderlei Hinsicht weitere gute Schritte getan.

Hinzu kommt ein wesentliches Moment: die Einbindung aller Stufen der *Begegnungen* in den religiösen Kontext. Die jährlich wiederkehrenden *Begegnungen* mit der Gemeinde der hl. Dorothea von Montau in

## ZUM TITELBILD

Langgasse in Danzig mit Blick zum Rechtstädtischen Rathaus. Im Vordergrund das Transparent mit dem Text: I. Weltweites Treffen der Danziger – 24.–26. Mai 2002 (s. Bericht S. 18–22).

Danzig-Nenkau und die dortigen gemeinsamen *Begegnungen* mit Gott in der Eucharistiefeier, wie auch die sonstigen Momente der Spiritualität während unserer Tagungen, lassen uns nicht vergessen, dass der horizontalen Ausrichtung unserer dialogischen *Begegnungen* auch eine vertikale entsprechen muss.

Von hier aus ist es nur ein kleiner Schritt zur Würdigung des „I. Weltweiten Treffens der Danziger“, über das im zweiten Teil der Ausgabe berichtet wird. Auch hier standen sicher zunächst die persönlichen *Begegnungen* im Vordergrund, die von Mensch zu Mensch, zwischen Verwandten und Freunden, zwischen denen, die die Stadt verlassen mussten und sie vielleicht zum ersten Mal widersahen, und denen, die dageblieben waren und das Wiedersehen miterlebt hatten, aber auch häufig zwischen „alten“ und „neuen“ Danzigern, die sich erst dort neu begegneten. Daneben standen sicher auch ganz intime *Begegnungen* mit der Stadt Danzig und ganz bestimmten Stätten in ihren Mauern, mit Kindheits- und Jugenderinnerungen, die an diese gebunden sind mit individuell erlebter Freude und durchlittenem Schmerz.

Es ist sicher ein großes Verdienst der Repräsentanten der Stadt, all dem durch diese weltweite Einladung Raum gegeben zu haben. Doch war sie auch verbunden mit der Chance zu tieferen *Begegnungen* mit der Geschichte und Gegenwart der Stadt, wie auch mit der jüngsten leidvollen Vergangenheit.

„Das vollständige Bild einer Stadt umfasst nicht nur Erinnerungen an glorreiche Ereignisse, sondern auch die Abrechnung mit der schwierigen Vergangenheit.“ Diese Worten stehen am Beginn einer kleinen Gedenkschrift zur feierlichen Einweihung des „Denkmals FRIEDHOF DER NICHT EXISTIERENDEN FRIEDHÖFE“, die im Mittelpunkt des Treffens stand und diesem jene vertikale Dimension gab, die oben erwähnt wird. Die Erinnerungsstätte an die 27 in Danzig nach dem Krieg beseitigten Friedhöfe soll, wie in dieser Schrift steht, ein „*Begegnungsort*“ sein, über alle Zeiten und Generationen hinweg, ein „*Fundament der Erinnerung*“.

Auch die weiteren Beiträge in dieser Ausgabe sprechen von *Begegnungen*, sei es mit sich selbst im Umgang mit dem zu erwartenden eigenen Tod, sei es in der Ausein-

dersetzung mit der Geschichte und Gegenwart der Kaschuben, sei es in dem Buch „Nicht ohne Hoffnung“ von Stephan H. Pfürner, in dessen Lebensgeschichte es ganz bestimmte *Begegnungen* gab, die zu Schlüsselerlebnissen mit weitreichenden Folgen wurden.

Die Zukunft wird uns in unserer Arbeit viele neue *Begegnungen* anbieten und dafür weite Perspektiven eröffnen; das 56. Gementreffen im Juli dieses Jahres mit dem Thema EU-OSTERWEITERUNG – HOFFNUNGEN – ÄNGSTE – AUFGABEN, über das in der nächsten Ausgabe berichtet werden soll, hat hier Dimensionen erkennen lassen, die auch ein großes Aufgabenfeld an diese künftigen *Begegnungen* anschließen lassen werden.

Gott gebe, dass wir unsere gegenwärtigen und zukünftigen *Begegnungen* dazu nutzen, unseren Beitrag zum Frieden unter den Menschen zu leisten, sowohl weiterhin in dem uns nahe liegenden deutsch-polnischen Verhältnis, als auch – gemäß unseren Kräften – in Europa und der Welt.

**Gerhard Nitschke**

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e. V.

## auf dem Weg der Versöhnung

### Geistliches Wort

*Pfarrer Paul Magino*

Unversöhnte Lebenswelten scheinen kein Ende zu finden: Eltern und Kinder, Völker und Nationen, Nachbarn und Freunde, Arme und Reiche, Ost und West, Nord und Süd. Es scheint zum menschlichen Leben dazu zu gehören, dass nicht alle miteinander können, dass Missverständnisse zu Streit und Entzweiung führen, dass Verletzungen und Wunden, die Menschen sich gegenseitig beibringen, nicht oder nur schwer heilen.

Dabei ist unser Glaube eindeutig, die Botschaft Jesu radikal: Selbst wenn unser Bruder etwas gegen uns hat, nicht nur wir gegen ihn, sollen wir alles stehen und liegen lassen, nicht einmal im Gottesdienst sollen wir weiterfahren. Versöhnung ist angesagt. Was macht es uns so schwer? Was hindert? Was könnte fördern?

Schauen wir auf Gelungenes:

Für unser adalbertus-werk ist es selbstverständlich geworden, dass wir bei unseren Tagungen in Gemen oder in Danzig Versöhnung leben. Deutsche und Polen, ehemalige und heutige Danziger, Menschen aus ganz Ost-Mitteuropa, leben hier zusammen, beten und arbeiten, feiern und gehen beschenkt nach Hause. Gelebte Versöhnung.

Der Fall der Berliner Mauer, damit verbunden auch der Zusammenbruch des Kommunismus haben große Hoffnungen geweckt. Der Alltag des Zusammenwachsens, der Überwindung geschichtlich und menschlich gewachsener Gegensätze, haben große Schwierigkeiten bereitet. Mühsam ist manches auch heute noch, und es sind neue Verwundungen entstanden. All diese Probleme waren vergessen, wie weggewischt, als das Hochwasser eine große Welle der Hilfsbereitschaft ausgelöst hat. Menschen, die sich nicht konnten, helfen einander durch Spenden, sie fahren hin und bringen ihre Arbeitskraft ein. Gelebte Versöhnung.

Und neue Herausforderungen kommen, unvorhergesehene und zu erwartende. Wenn Europa europäischer wird durch die neuen Staaten, die hinzukommen, dann

wird es aufs Neue erforderlich, dass wir Versöhnung stiften.

Wir alle haben solche Erfahrungen auch schon im ganz persönlichen Lebensumfeld gemacht. Gelebte Versöhnung beschenkt, gibt Kraft, ermöglicht neue Taten.

Raymund Weber zeigt in einem bekannten Lied einen Weg zur Versöhnung, zum Frieden, er regt an, zeigt, wie es gehen kann:

*Wenn einer zu reden beginnt,  
wo Fronten verhärtet sind,  
da fängt der Friede an,  
da fängt der Friede an.*

*Wenn einer zu schweigen beginnt,  
wo zu viele Worte sind,  
da fängt der Friede an,  
da fängt der Friede an.*

*Wenn einer zu denken beginnt,  
wo offene Fragen sind,  
da fängt der Friede an,  
da fängt der Friede an.*

*Wenn einer zu handeln beginnt,  
wo viele Probleme sind,  
da fängt der Friede an,  
da fängt der Friede an.*

*Wenn einer zu beten beginnt,  
wo Menschen am Ende sind,  
da fängt der Friede an,  
da fängt der Friede an.*

Warum nur fällt es so schwer, zu reden in den Fronten, zu schweigen im Gedröhne der Worte, zu denken in offene Fragen hinein, zu handeln bei Problemen, zu beten am Ende, um so wieder einen neuen Anfang zu finden?

Versuchen wir's aufs Neue. Wir haben es verspürt, es geht, und wir sind nicht allein. Hand in Hand mit Gott geling es.



# DANZIGS EUROPÄISCHE BRÜCKENFUNKTION IN GESCHICHTE UND GEGENWART

Diesmal war vieles etwas anders als bei den acht vorangegangenen Deutsch-polnischen Studientagungen in Danzig seit 1994: sie fand aus Platzgründen nicht wie bisher im Maximilian-Kolbe-Haus in der Danziger Vorstadt sondern im Danziger Lehrerhaus/ Gdański dom nauczyciela in Danzig-Langfuhr statt, es war Wonnemonat Mai und nicht wie gewohnt herbstlicher Oktober, als



wir am Pfingstmontagabend, dem 20. 5., von unseren Danziger Mitgliedern des Adalbertus-Werkes begrüßt wurden, und es standen nur drei anstatt sonst sechs Tage eigener Programmgestaltung vor uns, da unsere Tagung kontinuierlich in das „I. Weltweite Treffen der Danziger“ überging, das sich vom 24. bis 26. Mai an unsere Studientagung anschloss. Dies war ja der Grund, unsere Tagung zeitlich zu verlegen – was dann auch eine räumliche Verlegung zur Folge hatte –, um uns auf Anregung des Stadtpräsidenten Paweł Adamowicz als Gruppe des Adalbertus-Werkes in dieses große Treffen mit einzubringen, über das an anderer Stelle dieses *adalbertusforums* berichtet wird.

Der Frühjahrstermin wie auch die Verbindung der Tagung mit dem „I. Weltweiten Treffen“ beeinflussten dann auch positiv die Zahl der Teilnehmer, sowohl der aus Deutschland angereisten, als auch der aus Danzig hinzukommenden. Bei 24 deutschen Teilnehmern war das uns im Danziger Lehrerhaus zur Verfügung stehende Quartierangebot erschöpft. Dessen Requirierung war dem Einsatz unserer Danziger Adalbertus-Werk-Mitglieder aus der Gesellschaft Polen-Deutschland zu verdanken, denn die Stadt mit ihrem relativ geringen Vorrat an preiswerten Unterbringungsmöglichkeiten war schon viele Monate vorher ausgebucht. Zudem musste ja auch eine entsprechende Tagungsstätte mit der Möglichkeit gefunden werden, wenigstens einem Teil der einheimischen Teilnehmer – wie bisher im Maximilian-Kolbe-Haus – die Gelegenheit zur Teilnahme an den Mahlzeiten zu bieten.

Nun, bei wieder über 50 Teilnehmern aus Danzig waren hier die Kapazitäten begrenzt, im Tagungsraum wurde es etwas eng, und viele mussten leider doch zum Mittagessen nach Hause gehen. Das minderte jedoch nicht die gleiche frohe Erwartung bei allen Teilnehmern auf die gemeinsamen zu verbindenden Tage wie in den Vorjahren, wie auch den dieser Erwartung entsprechenden erfolgreichen Verlauf auch dieser 9. Deutsch-polnischen Studientagung in Danzig.

Die Thematik der Tagung war bewusst in Hinblick auf das anschließende „I. Weltweite Treffen“ gewählt worden, sie wurde während dieses Treffens in dessen wissenschaftlich-historischem Teil aufgegriffen und vertieft. Es sollte im Rahmen unserer Tagung versucht werden, Aspekte der europäischen Brückenfunktion Danzigs in einigen wesentlichen Momenten der Geschichte und Gegenwart deutlich zu machen – oder besser gesagt – bei der geringen zur Verfügung stehenden Zeit wenigstens in Facetten aufleuchten zu lassen.

Es halfen uns dabei vier exzellente Referenten aus Danzig: der Historiker Prof. Dr. Jerzy Samp, bekannt durch seine Veröffentlichungen zur Geschichte und Kultur Danzigs, der Ökonom Prof. Dr. Andrzej Stepniak, Spezialist für Fragen der europäischen Zukunft Danzigs und Polens, der Kirchenhistoriker Prof. Dr. Alois Rotta, schon mehrfach Referent bei unseren Tagungen und immer wieder bereit, zu Themen der Danziger Kirchengeschichte zu sprechen, und erneut Prof. Dr. Andrzej Januszajtis, der wieder dreimal zu unterschiedlichen Themen das Programm mitgestaltete. Von den aus Deutschland angereisten Teilnehmern hatten drei Aufgaben als Referenten im Programm übernommen: Pater Diethard Zils OP – der außerdem zum dritten Mal auch die Verantwortung für die spirituelle Ausrichtung der Tagung trug – sowie Viola Nitschke-Wobbe M.A. und Dipl.-Ing. Gerhard Nitschke.

Wie erprobt bei den 8. Vorgängertagungen

## 9. Deutsch-polnische Studientagung in Danzig vom 20. bis 27. Mai 2002

hatte jeder Tag wieder seine eigene thematische Ausrichtung. Das Programm begann am Dienstag, 21. Mai, unter dem Thema: *„Brücke des Handels und der Wissenschaft“*. Prof. Dr. Samp hielt den ersten Vortrag über *„Danzigs europäische Beziehungen in seiner Blütezeit“*. Er schlug einen großen Bogen von der ersten Erwähnung der Stadt in der Vita des hl. Adalbert um das Jahr 1000 bis zum Ende der Epoche unter der Krone Polens 1793. Unter diesen Bogen stellte er die kulturellen Größen Danzigs, die entweder als Söhne der Stadt oder als Wahl-Danziger die europäischen Verklammerungen der Stadt in ihrer Blütezeit repräsentierten.

Anschließend referierte Prof. Dr. Andrzej Stepniak über die *„Perspektiven im Raum Danzig nach dem Beitritt Polens zur EU“*. Er deutete die Positiva und Negativa der geopolitischen Situation Danzigs im europäischen Gesamtprospekt und sah vor allem in den Sparten des Schiffbaus und der Fischereiindustrie für die Stadt Zukunftsperspektiven. Insbesondere forderte er, dass Danzig die Chancen seiner Brückenfunktion zwischen Ost und West wahrnehmen müsse. (Beide Referate werden nachstehend in inhaltlichen Zusammenfassungen wiedergegeben.)

Am Nachmittag sprach Prof. Dr. Andrzej Januszajtis zum Thema *„Europäische Kontakte Danzigs in Wissenschaft und Forschung“*. In den Mittelpunkt seiner Ausführungen rückte er vor allem den Danziger Astronomen Johannes Hevelius (1611–1687) und dessen Briefwechsel, der in hunderterten von Briefen erhalten ist und die enormen europäischen Kontakte Danzigs in jener Zeit dokumentiert. Auf dieses Thema soll demnächst separat im *adalbertusforum* zurückgegriffen werden.

Anschließend besuchten wir unter der Führung von Prof. Januszajtis die Technische Hochschule in Danzig, an der er selbst stu-





**Mit Prof. Januszajtis vor der Technischen Hochschule.**

diert, promoviert und sich habilitiert hat und jahrzehntelang als Professor für Physik und auch als Dekan der Fakultät wirkte. Die 1904 durch Kaiser Wilhelm II. begründete Hochschule ist heute – nach erheblichen Zerstörungen im II. Weltkrieg – eine der wichtigsten technischen Bildungsstätten Polens und pflegt Austausch mit über 60 Technischen Hochschulen bzw. Universitäten in der Welt.

Am Abend waren wir zum achten Mal zu Gast im Herder-Zentrum Danzigs in der Hundegasse, das sich im Besonderen der Pflege der deutschen Sprache widmet. Viola Nitschke-Wobbe hatte einen Abend zum Thema „Vom Zauber Danzigs – Danzig in alten Reisebeschreibungen“ vorbereitet, an dem das Bild Danzigs im 17. und 18. Jahrhundert in Wort und Bild lebendig wurde: in den vorgetragenen Texten – u. a. von Rudolph Genée, Johanna Schopenhauer, Johann Friedrich Abegg –, ergänzt durch Dias aus dem grafischen Werk von Prof. Johann Carl Schulz von etwa 1850.

Der zweite Tag, Mittwoch, hatte das Thema: „**Brücke des Glaubens**“. Er stand am Vormittag im Zeichen des hl. Dominikus, denn Danzig hatte in diesem Frühjahr das Jubiläum „1227–2002 – 775 Jahre Dominikanerkloster in Danzig“ gefeiert. Aus diesem Grunde führen wir am Morgen nach Danzig zum Dominikanerkloster St. Nikolai, wo Pater Diethard Zils OP im Vortragsraum des Bildungszentrums zunächst über die Geschichte des Klosters referierte (s. nachstehend Wortlaut des Vortrages). Anschließend besichtigten wir unter Führung von Prof. Januszajtis die Nikolaikirche, einschließlich – was nur selten ermöglicht wird – des Chorraums mit dem wertvollen Hochaltar aus der Schule von Hermann Hahn (entstanden 1640–1645) und dem künstlerisch besonders herausragenden Chorgestühl aus dem 16. und 18. Jh.

Prof. Januszajtis war es dann auch zu verdanken, dass wir danach auch Einblicke in die archäologischen Grabungen unter der zurzeit restaurierten Markthalle erhielten, die sensationelle Ergebnisse erbracht haben, über die nachstehend gesondert berichtet wird.

„**Europäische Verbindungen der Kirche Danzigs in Geschichte und Gegenwart**“ hieß dann das Thema am Nachmittag, über das

Prof. Dr. Alois Rotta sprach. Beginnend mit der ersten Erwähnung Danzigs in Zusammenhang mit dem Märtyrertod des hl. Adalberts, von dem die Kunde bis nach Rom drang und der den Ort und seinen Namen in den europäischen Geschichtsraum einbrachte, zeichnete der Referent die europäischen Verbindungen über 1.000 Jahre nach. Sie entstanden in der Blütezeit Danzigs nicht nur durch das Wirken der kirchlichen Orden, durch die Pilgerscharen, durch die Kontakte nach Rom – oder später nach Wittenberg, den Niederlanden und anderen Zentren reformatorischen Christentums – sondern auch über den Handel, durch die Baumeister, Künstler, Dichter und Musiker, die aus ganz Europa nach Danzig kamen und durch ihr Schaffen auch im kirchlichen Raum und Leben wirksam waren. Prof. Rotta ging auch näher auf die Zeit nach dem Krieg ein, in der zunächst alle Kontakte unterbrochen waren, bis durch das Konzil erste Lockerungen eintraten, die sich auch darin zeigten, dass polnische Theologen wieder in Rom studieren durften. Für die Zukunft wird es nun von großer Bedeutung sein, wie sich die Kirche Polens – und damit auch die Danzigs – in das neue gemeinsame Europa einbringt, u. a. auch mit ihrer besonderen Spiritualität, die sich in der Zeit der Bedrängung bewährt hat.

Der Tag schloss – der Tradition entsprechend – in Danzig-Nenkau/Gdańsk-Jasień, zu Gast in der Dorotheen-Gemeinde. Hatten wir im Herbst vorigen Jahres unsere

**Chorgestühl in der St. Nikolaikirche, Sitze 16. Jh., Rückwand mit Reliefdarstellungen aus dem Leben Christi, Mi. d. 18. Jh.**



gemeinsame *Hl. Messe für Frieden und Versöhnung* zum ersten Mal in der Oberkirche feiern können, so konnten diesmal Pfarrer Kabat, Prälat Goedeke und Pfarrer Knobel an dem seit wenigen Wochen fertigen Hochaltar konzelebrieren, der – geschaffen aus hellgrünem Marmor – inmitten des hohen Chorraumes „prangte“. Nun hofft die Gemeinde, dass über den kommenden Winter auch der Innenausbau des Kirchraumes – insbesondere die Verkleidung des Daches – einen großen Schritt voran kommt, so dass hoffentlich im Jahr 2003 die Kirchweihe stattfinden kann. Die sich dem Gottesdienst anschließende Begegnung beim gemeinsamen Mahl gab Pfarrer Kabat Gelegenheit, erneut für die große finanzielle Hilfe beim Bau der Kirche zu danken, aber auch seine Hoffnung auf weitere Unterstützung nicht zu verbergen.

Der Donnerstag, 23. Mai, der unter dem Gedanken „**Brücke der Kunst**“ stand, wur-

de eingeleitet mit einem Lichtbildervortrag von Gerhard Nitschke zum Thema „Langgasse und Langer Markt in Danzig – ein europäisches Kulturdenkmal“. Es gibt wohl kaum eine Straßen- und Platzanlage in Europa, die sich in der Vielfalt hervorragender architektonisch unterschiedlicher Einzelobjekte zu einem so geschlossenen Ensemble vereinigt. Im Westen beginnend mit dem Entree durch eine vierfache Toranlage aus unterschiedlichen Bauepochen vom 14. bis zum 17. Jh., führt sie in elegantem Schwung durch das Spalier prächtiger Bürgerhäuser aus der Renaissance- und Barockzeit zum architektonischen Höhepunkt im gotischen Rechtstädtischen Rathaus, öffnet sich dann jedoch zu einem Platz von wahrhaft königlichem Format und Gepräge, der im erst kürzlich restaurierten Ensemble des Artushofes mit Schöffenhhaus, sowie dem gerade vom Gerüst befreiten Speimannhaus, seine hervorragendsten Akzente besitzt und in der Fassade des Grünen Tores im Osten den Abschluss findet. Wo man auch auf diesem Platz steht und seine Augen schweifen lässt, man ist gefangen von den optischen Perspektiven ohne gleichen, die sowohl europäische geistige Perspektiven der Vergangenheit erahnen lassen als auch Hoffnungen auf künftige eröffnen.

„Europäische Verbindungen im Musikleben Danzigs“ stand dann über der nachfolgenden Stunde des Donnerstagvormittags, in der Viola Nitschke-Wobbe über das reichhaltige europäisch geprägte Musikleben Danzigs im 17. und 18. Jh. referierte und eine Reihe von weitgehend kaum bekannten Musikbeispielen vorspielte. Es war bemerkenswert zu hören, wie reich das Reservoir an Musikern – Komponisten und Interpreten – aus der Stadt selbst und ihrem Umkreis einerseits das Musikleben in Danzig prägte, andererseits auch über die Grenzen der Stadt hinaus in den europäischen Bereich hineinwirkte, wie sehr aber auch das Danziger Musikleben befruchtet wurde durch Einflüsse aus den musikalischen Zentren Europas, sei es in Italien, den Niederlanden oder Deutschland. (s. besonderer Bericht)

Der Donnerstagnachmittag stand dann nochmals im Zeichen der sichtbaren Kunst,



Akademischer Chor der Universität Danzig.

diesmal „life“ am konkreten Objekt: das ca. 50 km südlich von Danzig gelegene ehemalige Zisterzienserkloster Pelplin war Ziel unserer – in diesem Jahr wegen des verkürzten Programms nur halbtägigen – Exkursion, bei der uns Frau Miłka Borzyszkowska-Szewczyk hilfreich zur Seite stand. Die über 700 Jahre alte Architektur und die weitgehend aus der Barockzeit stammende Ausstattung des heutigen Doms der Diözese Pelplin, wie auch die reichen Bestände des Diözesanmuseums an mittelalterlicher Plastik, verdeutlichten am Ende unserer Tagung noch einmal die europäischen Verklammerungen des unteren Weichselraumes im Umfeld von Danzig und seine geistige und künstlerische Brückenfunktion.

Der Abschluss dieses der „Brücke der Kunst“ gewidmeten dritten Tages der Studientagung war dann nochmals musikalisch: erneut gestaltet in einem Konzert des „Akademischen Chores der Universität Danzig“, geleitet von seinem Dirigenten Marcin Tomczak. Der Chor sang bereits zum dritten mal in der Geschichte unserer Danziger Tagungen, wofür ihm auch hier nochmals sehr herzlich gedankt sei und wodurch das freundschaftliche Band sicher weiter gefestigt wurde. Diesmal fand das Konzert in der Herz-Jesu-Kirche von Danzig-Langfuhr/Gdańsk-Wrzeszcz statt und stand un-

ter dem Motto „Danzig und Europa“. Wieder meisterhaft von den jungen Stimmen interpretiert, bot es überwiegend geistliche Chorwerke aus fünf Jahrhunderten von Komponisten aus Polen, Russland, Italien und Deutschland. Frau Elżbieta Komen-decka-Rokicka führte wieder souverän in deutscher und polnischer Sprache durch das Programm.

Der abendlich erleuchtete neugotische Raum der Herz-Jesu-Kirche mit seinen golden erstrahlenden Schnitzaltären bot einen besonders festlichen Rahmen für dieses Konzert, das zum einen dem internen Teil der 9. Deutsch-polnischen Studientagung den adäquaten Schlussakkord gab, zum anderen auch schon den Auftakt bildete für das am folgenden Tage beginnende „I. Weltweite Treffen der Danziger“. Die zahlreichen Besucher des Konzertes – unter denen auch bereits Vertreter der zum großen Treffen angereisten „Prominenz“ zu sehen waren – verdeutlichten das.

Die 9. Studientagung in Danzig fand unter den Teilnehmern – ob deutschen oder polnischen – wieder ein ausgezeichnetes Echo, ebenso auch in der Danziger Öffentlichkeit. Die nun schon über Jahre gewachsene herzliche Gemeinschaft zwischen den regelmäßigen Teilnehmern – von denen viele auch schon bei den Gementreffen waren – bildet das Fundament dieser Tagungen, bei denen stets neue Bausteine gesetzt werden für eine stete Entwicklung und Festigung des deutsch-polnischen Verhältnisses. Man darf sicher sagen, dass auch diese Tagung hierzu wieder einen gewichtigen Beitrag geleistet hat.

Beim Auseinandergehen gingen die Blicke in freudiger Erwartung nach vorn: 2003 wird schon die 10. Deutsch-polnische Studientagung in Danzig stattfinden, und zwar wieder im Mai – vom 10. bis 17. – und wieder am vertrauten Ort im Maximilian-Kolbe-Haus. Das Programm soll dem Jubiläum in besonderer Weise entsprechen, Rat und Stadtpräsidium von Danzig haben bereits ihre Unterstützung zugesagt. Schon heute sei herzlich dazu eingeladen!

Gerhard Nitschke



Vor dem Dom zu Pelplin.

# Danzigs europäische Beziehungen in seiner Blütezeit

Referent: Prof. Dr. Jerzy Samp, Danzig

Um den europäischen Kontext Danzigs in wenigen Koordinaten zu beschreiben, eröffnete Prof. Samp seine Ausführungen mit einem Zitat von Günter Grass über Daniel Nicolaus Chodowiecki, den dieser in Bezug auf seine Nationalität folgendermaßen beschreibt: „... kein Pole, kein Deutscher, kein Franzose – ein Europäer“. Gleichmaßen zitierte er seinen 1907 geborenen Vater, der sich selbst auf die Nachfrage, was er denn sei, nicht als Pole, natürlich auch nicht als Deutscher, sondern als Danziger – als Hanseat bezeichnete und seinen Sohn als ersten erinnerbaren Reim den Vers: „Danzig, Lübeck, Hamburg, Bremen, wer dies nicht kennt, der soll sich schämen!“ lehrte. So wurden dem Referenten die europäischen und hanseatischen Verbindungen Danzigs auf diese Weise von frühester Kindheit an verdeutlicht.

Prof. Samp begann seinen Vortrag mit einem Blick auf Danzigs früheste Geschichte: Die Stadt lässt sich nur schwer mit anderen Städten vergleichen, ihre verworrene Geschichte und ihr ungewöhnlicher Charakter lassen sich nicht leicht interpretieren und verallgemeinern. Forscher stellen sich immer wieder die Frage, wie tief die Wurzeln dieser Stadt reichen, welche der Benediktinermönch Johannes Canaparius in seiner Biografie über den hl. Adalbert um 998/999 zum ersten Mal als „urbs gyddanyzc“ erwähnte. Die Herkunft des Namens – slawisch oder germanisch oder im Bereich der Sage angesiedelt – ist bis heute Gegenstand der Forschung geblieben. Wichtig ist aber nicht der Name und seine Herkunft, sondern die wechselvolle von Menschen geschaffene Geschichte der Stadt.

Danzig entwickelte sich aus einer kleinen Siedlung an der Mündung der Weichsel, die durch lokale Fürsten und ihre Gefolgschaft angelegt wurde. Schnell wuchs sie zu einer bedeutenden Hafen- und Kaufmannssiedlung, die ein starkes Zentrum im baltischen Raum und die berühmte „civitas gedanensis“ bildete.

Seit dem 12. Jahrhundert siedelten sich in der slawischen Siedlung immer mehr Kaufleute – vor allem deutsche – an. Die Stadt, an dem wichtigen Wasserweg gelegen, lockte mit Wohlstand und Reichtum. Bereits im frühen Mittelalter hatte sie einen multiethnischen und internationalen Charakter und es galt als Form des gesellschaftlichen Aufstiegs, in dieser Stadt das Bürgerrecht zu erlangen. Danzig war im wörtlichen und übertragenen Sinne eine weltoffene Stadt.

1361 trat Danzig der Hanse bei – eine Mitgliedschaft, die bis 1669 währte. Daraus erwuchsen der Stadt, sowohl unter der Herrschaft des deutschen Ritterordens als auch unter der Krone Polens, wesentliche Vor-



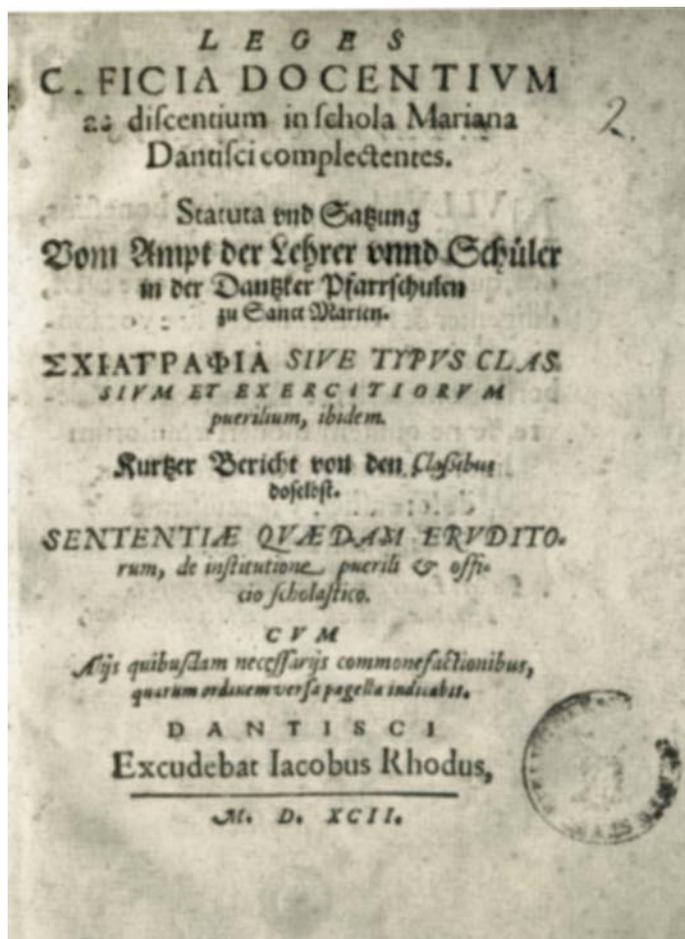
teile zur Förderung und Verfestigung ihrer weiten europäischen Handelsbeziehungen. Seit dieser Zeit galt Danzig als der „Speicher Europas“ und stellte für die polnische Adelsrepublik das „Tor zur See“ dar. Hier lag der Umschlagplatz für Holz, Getreide u. a. Produkte aus dem polnischen Hinterland. Die „kaufmännische Republik“, wie sie in Polen genannt wurde, war für einige Jahrhunderte die größte Stadt zwischen dem „Königlichen Preußen“ und der polnischen Republik. Das von Weisheit und Klugheit geprägte Handeln der Stadtväter über viele Generationen hinweg hat diese Position erhalten und ausgebaut. Fachliche Kenntnisse, Achtung vor dem Wissen der Bürger und eine kluge Einbeziehung der Fertigkeiten, Fähigkeiten und des Wissens der zugezogenen Kaufleute und neuer Bürger der Stadt, die aus den verschiedensten Ländern Europas kamen, stellten die Grundbedingungen für den Reichtum der Danziger und den Ruhm ihrer Stadt dar.

Es war den Bürgern Danzigs zudem sehr früh bewusst, welche Bedeutung für die Erhaltung dieser wirtschaftlichen und handelspolitischen Stellung der Stadt ausgezeichnete Ausbildungsmöglichkeiten darstellten. In der mittelalterlichen Stadt bis zur Reformationszeit übernahmen diese Aufgabe die Pfarrschulen, die oft in den Händen der ansässigen Orden, der Franziskaner, Dominika-

**Statut der Pfarrschule von St. Marien in Danzig, 1592.**

ner, Zisterzienser u. a. waren. Hier erwarben die Schüler die Grundlagen für ein Hochschulstudium, außerdem bildeten die Schulen den Priesternachwuchs aus. Viele Danziger gingen zu weiteren Studien an die Krakauer Akademie oder an eine andere europäische Universität – die dort erworbenen Examina stellten einen „Schlüssel“ für eine anschließende Karriere dar und dies gleichermaßen für solche, die dem wohlhabenden Bürgertum oder den weniger betuchten Schichten entstammten.

Als erstes Beispiel für eine solche berufliche Laufbahn stellte Prof. Samp Johannes Dantiscus (1485–1548), eigentlich von Hause aus Johannes Flachs binder, vor: Seine gute Ausbildung an der Pfarrschule sowie seine Studien in Graudenz, Greifswald und Krakau, verschafften ihm das Entree zum zukünftigen polnischen König Aleksander Jagiellonczyk. Als dessen Sekretär und Bevollmächtigter für die preußischen Angelegenheiten unternahm er zahlreiche Reisen (bis ins Heilige Land) und konnte in Italien zudem seine Studien vertiefen. Sein poetisches Werk lässt ihn heute als den bedeutendsten Danziger Renaissancedichter erscheinen. Dantiscus blieb in königlich polnischem Dienst und stand als Gesandter und Botschafter der polnischen Könige schließlich in Kontakt mit den Kaisern Maximilian I. und Karl V., Erasmus von Rotterdam, Thomas Morus, Melanchthon und Luther. Er war befreundet mit dem späteren Primas von Polen Andrzej Krzycki und erhielt 1523 das Amt des Propstes an der Danziger Marienkirche – seine Priesterweihe sollte später folgen. Danzig war in dieser



Zeit geprägt durch den starken Einfluss der Reformation, er aber suchte als treuer Diener des polnischen Königs die Bewahrung des Katholizismus und die Rechte des Königs in ganz Pommerellen zu erhalten. Nach seinem Rückzug in das ermländische Domkapitel folgte er dort 1537 Moritz Ferber auf den Bischofsthron. Sein Bischofsitz Heilsberg war für Künstler und Wissenschaftler dieser Zeit ein gesuchter Ort.

Die Epoche der Renaissance ist für die Stadt Danzig der Beginn des „goldenen Zeitalters“ seiner Geschichte. Die reiche Stadt begann als sicherer Zufluchtsort für Dissidenten ihren Ruhm zu vermehren: Opfer religiöser Verfolgung und Angehörige von nicht-katholischen Glaubensrichtungen nutzten die Angebote der Gastfreundschaft der Stadt und erhielten die Möglich-

de aber sehr bald als Gast des Rates in Räumen des ehemaligen Franziskanerklosters an St. Trinitatis – welches zu dieser Zeit bereits das Akademische Gymnasium beherbergte – untergebracht. Zum Dank überreichte Bonifacio der Stadt seine geretteten Bücher, über 1.100 Bände, von denen 15 vor dem Jahre 1501 erschienen waren und die z. T. bis auf den heutigen Tag in der Danziger Bibliothek erhalten geblieben sind.

Die Bedeutung dieses wertvollen Geschenkes an die Stadt ist nicht hoch genug einzuschätzen, erhielten doch Lehrende und Lernende der Schulen und des Akademischen Gymnasiums durch diese Schenkung Zugang zu zahlreichen bisher nicht erreichbaren Werken. Neben dieser ersten öffentlichen Bibliothek entstanden im 16. Jahrhun-

nigen skandinavischen Familien. Unter anderen ist für das Jahr 1616 auch Marton Csombor, der berühmteste Renaissance-Schriftsteller Ungarns, unter den Schülern verzeichnet, der sich in seinem Hauptwerk wiederum über die Qualität der Ausbildung und der Professoren des Akademischen Gymnasiums äußerte.

Die durch den Rat vorgenommene reiche Ausstattung der Schule und die guten Bedingungen für die akademischen Lehrer machten es möglich, zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten nach Danzig zu ziehen. Das Amt des Rektors war gekoppelt mit dem Amt des Pfarrers an St. Trinitatis. Gegenstand der Lehre waren: Grammatik, Rhetorik, Latein, Griechisch, Philosophie, Theologie, Kirchenmusik, Medizin und Jura, ab 1589 wurde auch Polnisch unterrichtet. Die große Reihe der Schüler des Akademischen Gymnasiums nahm im Anschluss an diese Ausbildung Studien an anderen europäischen Universitäten auf – die begabtesten erhielten hierfür Stipendien durch den Rat der Stadt. Bevorzugte Studienorte waren für die Lutheraner: Königsberg, Wittenberg, London, Jena oder Basel, für die Calvinisten: Heidelberg und Marburg – selten Paris, Padua und Groningen. Meist kehrten sie – versehen mit akademischen Abschlüssen – in ihre Vaterstadt zurück, um sich dann mehrheitlich dem kaufmännischen Beruf zu widmen.

Bartholomäus Schachmann (1559–1614), dessen Familie ursprünglich aus Ungarn stammte, war Calvinist und gehörte mit den Familien Speimann und Schirenberg zu den einflussreichen calvinistischen Ratsfamilien. Er besaß eine der größten Privatbibliotheken der Stadt. Seine umfassende Ausbildung, sein großer Reichtum, die Kenntnisse aus weiten Reisen (so auch nach Konstantinopel, Rom und Ägypten) und seine hervorragenden Beziehungen wusste er für seine Regierungszeit als Bürgermeister, 1605–1614, zum Wohle Danzigs zu nutzen. In dieser Zeit entstanden das Große Zeughaus, das Goldene Tor und der Neptunbrunnen.

Solchen Persönlichkeiten wie Schachmann, die durch ganz Europa Kontakte unterhielten, sich umfassend ausgebildet hatten und über die entsprechenden finanziellen Mittel verfügten, verdankt Danzig sein „goldenes Zeitalter“ (16. u. 17. Jh.).

Auf Einladung der Stadt Danzig kamen in diesen Jahrhunderten aus allen Himmelsrichtungen erfahrene Künstler und Baumeister nach Danzig: Anthoni van Obberghen (1543–1611), Architekt aus Flandern, erlangte Ruhm durch die Gestaltung vieler Bauwerke im nördlichen Europa, u. a. der Zitadelle von Antwerpen und dem Renaissanceschloss Helsingor. 1586 kam er nach Danzig und hat in den 25 Jahren seiner Tätigkeit die Architektur der Stadt außerordentlich stark geprägt. Seine bedeutendsten Bauwerke sind das Große Zeughaus und die Umgestaltung des Altstädtischen Rathauses.

In den 70er Jahren des 16. Jh. kamen Baptisten von Flandern nach Danzig, darunter



***Bibliothek des Akademischen Gymnasiums,  
Stich von Andreas Stech.***

keit, sich hier fest anzusiedeln. Ihre Talente und Fähigkeiten kamen wiederum der Stadt zugute.

Eine der schillerndsten Persönlichkeiten, die erst im Jahre 1579 in die Stadt Danzig kam, war Giovanni Bernardino Bonifacio, Marchese d' Oria (1517–1597) ein weltgewandter aus einem neapolitanischen Adelsgeschlecht stammender Mann, der bis zu dem Zeitpunkt, da er Danzig als Schiffbrüchiger erreichte, bereits Nord- und Mitteleuropa sowie auch Polen und Litauen bereist hatte. Sonst mittellos, lediglich mit etlichen geretteten Büchern seiner großen Bibliothek, kam er in die Stadt Danzig. Zunächst stand er unter Protektion eines Kaufmanns, wur-

dert in Danzig etliche umfangreiche Hausbibliotheken.

Im Bestreben in Danzig einen Ort der humanistischen akademischen Bildung zu schaffen, wurde 1558 das Akademische Gymnasium durch den Rat gegründet. Mitte des 17. Jh. hatte es bereits weit über die Grenzen Danzigs hinaus Ruhm erworben. Hier wurde der lutherische und calvinistische Nachwuchs der Danziger, der pommerellischen und mancher schlesischen Familien akademisch ausgebildet, ebenso kamen Schüler aus Kurland, Böhmen und ei-

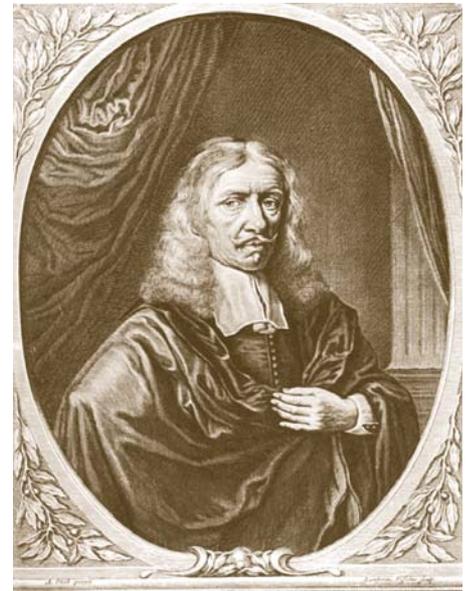
die Künstler-Familie van dem Blocke. Willem van dem Blocke (†1616) und sein Sohn Abraham (1571–1626) verzierten als Bildhauer Torbauten der Stadt, Willem das Hohe Tor und Abraham das Goldene oder Langgasser Tor. Von Abraham stammt die heutige Fassade des Artushofes zum Langen Markt, die plastischen Dekorationen an der östlichen Fassade des Großen Zeughauses, sowie der Entwurf des Neptunbrunnens. Abrahams Bruder Isaak († um 1626) erlangte Ruhm als Maler, insbesondere durch die „Apotheose des Danziger Handels“, dargestellt im Mittelbild der Decke des Roten Saales im Rechtstädtischen Rathaus.

Ein weiterer niederländischer Maler erlangte in Danzig bei der Ausstattung der Innenräume des Rathauses hohe Bedeutung: Johann Vredemann de Vries (1527–1604). Als Autor verschiedener theoretischer Werke über die Malerei hatte er zusätzlich künstlerischen Ruhm bei Tätigkeiten in Wien, Harlem, Aachen erworben. 1592 kam er mit seiner Familie nach Danzig, das er aber drei Jahre später zugunsten eines Auftrags bei Kaiser Rudolf II. in Prag wieder verließ.

Obwohl Danzig keine Universität hatte, waren hier berühmte Gelehrte tätig. Gefördert wurden sie durch den Rat, den polnischen König oder auch durch das Mäzenatentum einzelner Bürger. Europäische Bedeutung erwirkten der Stadt Danzig solche Gelehrte wie Peter Krüger, Paul Pater und Heinrich Kühn, alle drei waren Mathematiker. Das Hauptwerk Peter Krügers (1580–1639) war eine fundamentale Einführung in die Geografie „Productio in universam geographiam...“ mit zahlreichen Landkarten, u. a. auch einer von Polen. Ein von Gelehrten dieser Zeit ebenso hochgeschätztes Werk ist seine Geografiegeschichte „Germania antiqua...“ von 1616. Diese eröffnete Krüger dann den Weg zu einer Universitätsprofessur in Jena.

Neben den Fachbereichen der Mathematik und Geografie überlieferten die Quellen dieser Zeit auch Namen hervorragender Vertreter der Jurisprudenz.

Für das Fach Geschichte stellte Prof. Samp zwei Persönlichkeiten vor: Joachim Pastorius, ein Schlesier aus Glogau, war Professor der Geschichte am Akademischen Gymnasium, er wirkte fast 30 Jahre in Danzig. Sein historisches Hauptwerk veröffentlichte

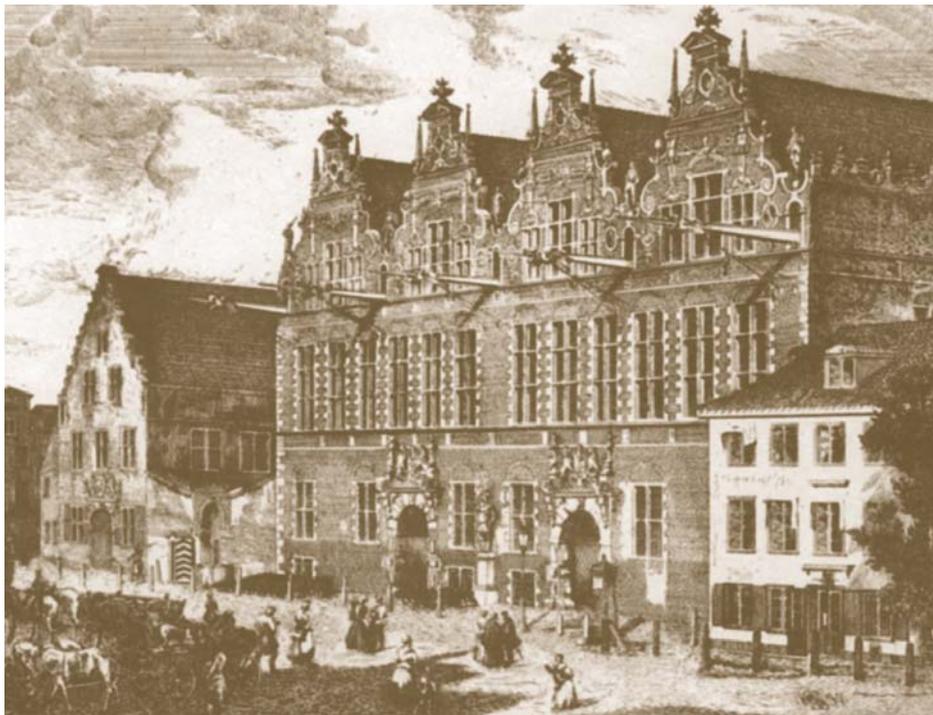


**Johann Hewelke (Hevelius).**

Zu den bedeutendsten Danzigern gehört zweifellos der berühmte Astronom Johannes Hevelius (1611–1687). Seine juristischen Studien hatte Hevelius in Leiden absolviert, auf zahlreichen Reisen besuchte er Deutschland, Frankreich, Italien und England und betrieb eine Brauerei als Broterwerb, wie seine Vorfäter. Als Schüler des o. g. Mathematikers Peter Krüger wandte er sich der Astronomie zu, entwickelte Messgeräte und legte theoretische Werke zur Astronomie vor. Sein als Sehenswürdigkeit geltendes Haus mit der Sternwarte in der Pfefferstadt war Zentrum für zahlreiche wissenschaftliche Disputationen. Der polnische König Jan III. Sobieski förderte ihn als Mäzen. Hevelius gelang es im Verlauf seiner Forschungen zwölf neue Sternbilder zu entdecken, eines davon benannte er nach seinem Gönner „den Schild des Sobiesko“.

Seit dem Jahr 1621 verfügte Danzig über eine weitere nennenswerte akademische Schule: am Radaunekanal in Alt-Schottland wurde ein Jesuitenkolleg eröffnet, das als Ausbildungsstätte dem Akademischen Gymnasium ebenbürtig sein und zudem den Katholizismus in der Stadt wieder verankern sollte. Söhne des polnischen pommerischen Adels besuchten diese Schule, ebenso Danziger Bürgersöhne, was teilweise auch die Konvertierungen zum Katholizismus beförderte. Lehrstoff an diesem Kolleg waren Rhetorik, Poetik, Logik, Physik und Theologie, zahlreiche geschätzte Gelehrte gingen auch aus dieser Schule hervor. Die polnischen Könige des 17. und 18. Jh. stateten dieser Lehranstalt immer wieder ihren Besuch ab. 1807 wurde im Rahmen der napoleonischen Angriffe der gesamte Kloster- und Schulkomplex zerstört.

Eine Persönlichkeit, die durch ihre Erfindungen über Danzig hinaus bekannt wurde, war Adam Wiebe (1590–1653), ein genialer Konstrukteur und Techniker, der 1616 vom holländischen Friesland nach Danzig kam. Im Rahmen des durch die Stadtväter veranlassten Ausbaus der Danziger Befestigungsanlage (Bauleiter war der Limbur-

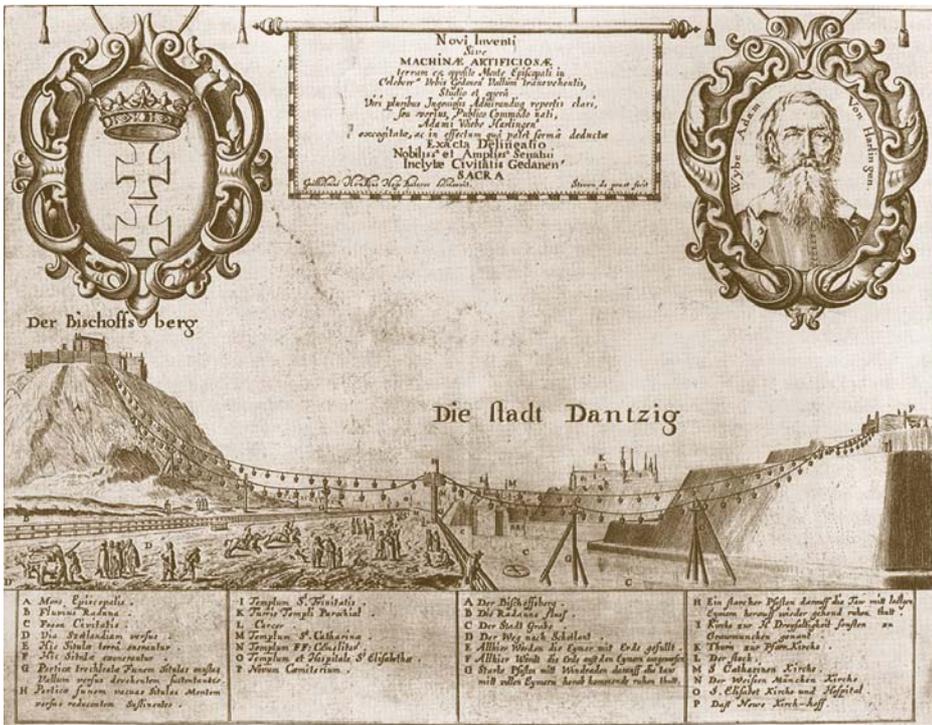


**Prof. Dr. Johann Carl Schulz, Zeughaus in Danzig, vom Kohlenmarkt gesehen.**

Danzig ist kulturell geprägt durch die Tätigkeit vieler Europäer, Niederländer, Flamen, Schotten, Franzosen, Italiener im Kontext mit der deutschen Kultur. Führende Leistungen erbrachten das Schnitzerhandwerk mit dem besonderen Danziger Mobiliar, die Glockengießerei, die keramischen Handwerke (Fayencen und Kacheln) sowie die Gold- und Silberschmiedekunst.

Der bedeutendste Vertreter dieser Zunft war Peter von den Rennen (1607–1671). Seine Schöpfungen der beiden berühmten Silberschreine des hl. Adalberts im Dom zu Gnesen und des hl. Stanislaus in der Wawelkathedrale in Krakau erlangten besondere kunsthistorische Beachtung.

te er unter dem Titel (in dt. Übersetzung): „Die polnische Blume oder der polnischen Geschichte neue Kurzfassung“ ein erstes Compendium der polnischen Geschichte von den Anfängen bis zum 17. Jahrhundert. Der herausragendste Historiker der Aufklärungszeit in Danzig war Gottfried Lengnich (1689–1774), der hier ab 1718 die erste wissenschaftliche polnische Zeitung „Polnische Bibliothec“ verlegte und durch zahlreiche Veröffentlichungen zu juristischen und historischen Themen sowie mit einem neunbändigen Werk zur Geschichte des königlichen Preußens hervortrat.



Die Seilbahn des Ingenieurs Adam Wiebe, 1644.

ger Pieter Jansen aus Weert) – damit die Stadt einem feindlichen Angriff zu Zeit der Schwedenkriege gewachsen sein würde – erfand Wiebe eine Art Seilbahn-Maschine, die in großen Mengen Erde vom Bischofsberg zur Aufschüttung einer Bastei heranzubringen konnte. Diese wurde in der Nähe der heutigen Wallgasse aufgestellt. Der berühmte Danziger Chronist Reinhold Curicke hat sie in seiner Chronik besprochen und abgebildet.

Mitte des 16. Jh. kam aus Königsberg ein Lutheraner, der aus Franken stammende Johann Plapotonius (1514–1577) nach Danzig, seine Bedeutung liegt in der Erstellung eines vielbeachteten grundsätzlichen Lehrbuches für Apotheken (1560).

Laurentius Altstadt war einer der führenden Mediziner, der über Danzig hinaus Bedeutung erlangte. Er kam in die Stadt, um die Aufgabe des Stadtphysikers zu übernehmen und übte auch ein Professorenamt am Akademischen Gymnasium aus. Da er sich mehr für die praktischen Arbeiten als für theoretische Abhandlungen interessierte, unternahm er eine Reihe von anatomischen Untersuchungen an Menschen- und Affenleichen. Diese lieferten für die damalige Zeit bahnbrechende Erkenntnisse, die auch von den bei den Untersuchungen anwesenden Medizinern und Hebammen aufgenommen wurden. Dank seiner Leistungen wurde Danzig im 17. Jh. zu einem Zentrum für Anatomie.

Der dänische Kaufmann Sören Björn (gest. 1819), der sich nach seiner Hochzeit mit einer Danziger Bürgerstochter fest in der Stadt niederließ, pflegte mit großer Intensität naturwissenschaftliche Studien. Sein besonderes Interesse galt der Sicherung der Sandstrände und Fischersiedlungen vor Verwehungen u. a. in Heubude. Er sicherte diese durch den Anbau von Weiden und Dünschilf. Björn entwässerte die morasti-

gen Sumpfbereiche in Heubude und ließ stattdessen einen großen Park mit einem botanischem Garten anlegen, in dem zusätzlich Terrarien für exotische Tiere und eine bemerkenswerte Gesteinsammlung untergebracht waren.

Abschließend lenkte Prof. Samp schließlich den Blick auf jene bedeutenden Danziger Bürger, die über die Stadt hinaus europäische Berühmtheit erlangten: den Grafiker Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801), den Physiker Daniel Fahrenheit (1686–1736), den Mediziner Daniel Messerschmidt (1685–1735), der Sibirien im Auftrag Peter des Großen erforschte und dies in Veröffentlichungen dokumentierte; Johann (1729–1789) und Georg (1754–1794) Forster, die 1772 mit Kapitän James Cook die Welt umsegelten und zahlreiche Aufzeichnungen und Exponate dieser Expedition nach Danzig brachten, die später in die Sammlung der Danziger Naturforschenden Gesellschaft eingebracht wurden.

Ausdrücklich wies er auch auf die Bedeutung der 1743 auf Initiative des Danziger Bürgermeisters Daniel Grahlath (1708–1767) entstandenen „Societas Physicae Experimentalis – Naturforschende Gesellschaft“ hin, die erste wissenschaftliche Gesellschaft im Bereich der Krone Polens.

Zusammenfassend stellte Prof. Samp nochmals fest, dass die Rolle der Wissenschaft in dieser Stadt nur dann dargestellt werden könne, wenn man die europäischen Beziehungen der Stadt darstelle. Danzigs Bürger werden seit je her durch die Inschrift am Hohen Tor ermahnt, das öffentliche Wohlergehen über die eigenen Interessen zu stellen, und diese Inschrift hat aus seiner Sicht ihre Gültigkeit bis heute nicht verloren: „*Sapientissime fiunt omnia quae pro republica fiunt – am weisesten geschieht all jenes, was für die Republik geschieht*“.

Viola Nitschke-Wobbe

Professor Stępnik begann sein Referat mit der Feststellung, dass die anstehende Erweiterung der EU für alle beteiligten Länder zwar schwierig sei, aber gleichzeitig eine Herausforderung bedeute. In der bisherigen Entwicklung überwogen die Ähnlichkeiten der zusammengeschlossenen und der neu hinzukommenden Mitgliedsländer. Das bezog sich vor allem auf den politisch-demokratischen Aufbau, die wirtschaftliche Situation und Struktur. Jetzt kommen jedoch Länder hinzu, die sich erst zwölf Jahre nach der Revolution befinden. Es gibt beträchtliche Unterschiede im Pro-Kopf-Einkommen. Ähnliches gilt für die Infrastruktur und die Organisation der Landwirtschaft und Industrie. Erst 1989 begann der Aufbau der Marktwirtschaft.

In dieser Zeit fingen die bisherigen EU-Staaten an, die Währungsunion vorzubereiten. Hinzu kam, dass auch über den Weg und die Zeiträume noch keine Übereinstimmung bestand. Erst 1994 in Kopenhagen entschied man sich für eine Aufnahme nach der bisherigen Verfahrensweise mit der Maßgabe, die Abarbeitung einiger Punkte zu beschleunigen. Dazu gehörten die Durchsetzung der Demokratie, der verstärkte Aufbau der marktwirtschaftlichen Systeme und die Einführung des Europarechtes. Der Termin des Beitritts blieb noch offen und ist auch heute noch nicht endgültig festgelegt. Im Unterschied zu dem häufig genannten Jahr 2004 bezeichnete Professor Stępnik 2005 als einen sehr guten Termin. Die Teilnahme Polens an der Europawahl 2004 würde zur Sache nichts bringen und die gegenwärtige Konjunkturschwäche in Europa sei einem raschen Beitritt auch nicht gerade förderlich.

Stępnik ging dann besonders auf die innere Gliederung des künftigen Europa ein: wird die EU eine Republik von starken Bundesländern sein, fragte er. Eine solche Lösung sei vor allem in Deutschland und Italien populär. Oder wird an der Spitze eine starke Hauptstadt, etwa Brüssel, stehen, die ein Europa der Regionen regiert, eine Lösung, die vor allem von Großbritannien, Frankreich, Spanien sowie Schweden und Finnland favorisiert wird. Bei dieser Diskussion spielt auch die unterschiedliche Größe der einzelnen Mitgliedsländer eine Rolle. Für Polen ergibt sich so eine Zwitterstellung. Der Fläche nach ist es ein großes Land. Von der Finanzkraft her erwirtschaftet es nur 10 % des Nationaleinkommens von Deutschland und gehört damit zu den schwachen Ländern. Für diese ist eine starke Regierung in Brüssel wichtig.

Der Referent wies in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung der inneren Struktur der EU-Länder hin, auf die Regionen. Frankreich zum Beispiel unterteilt sich in Departements, die Bundesrepublik Deutschland in Bundesländer. Es sind Ängste über die zu große Machtfülle einzelner dieser Länder vorhanden. Manche davon haben eine größere Wirtschaftskraft als einige Mitgliedsländer der EU. Das Wissen um die Regionen und ihre Einordnung

# Perspektiven im Raum Danzig nach dem Beitritt Polens zur EU

Referent:

Prof. Dr. Andrzej Stępnia, Danzig

in die Gemeinschaft gehört zu den wichtigen Aufgaben der Vorbereitung des Beitritts.

Professor Stępnia wandte sich dann direkt der Region Pommern und Danzig zu. Sie hat mit einer Fläche von 18.000 km<sup>2</sup> einen Anteil von rund 5,8 % an der Ausdehnung von Polen – eine Größe, die einigen Ländern der Bundesrepublik ähnlich ist. 70 % ihrer Einwohner leben in Städten. Bodenschätze sind keine vorhanden oder, wenn man so will, Sand und Wasser. Attraktiv ist das Land für die Touristik, weniger für die Landwirtschaft, denn der Boden ist nicht von besonderer Qualität. Im Durchschnitt sind 17 % der arbeitsfähigen Bevölkerung arbeitslos. In den großen Städten sind es weniger, so zum Beispiel in Danzig nur rund 6 %. Der Struktur nach sind von den Beschäftigten tätig:

- 60 % im Bereich der Dienstleistungen,
- 20 % in der Industrie,
- 13 % in der Landwirtschaft,
- 6,7 % in der Bauwirtschaft.

Beim regionalen Bruttoprodukt steht mit 30 % die Industrie an der Spitze, gefolgt von 7 % in der Bauwirtschaft und um 5 % in der Landwirtschaft. Zu den Stärken der Region gehört ihre Lage am Meer, die gute makroökonomische Struktur und der exportfähige Schiffbau. Zu betonen ist auch, dass in dem Raum eine junge, aktive Gesellschaft lebt, die für die Menschen im übrigen Polen eine große Anziehungskraft besitzt.

Von Bedeutung ist auch die Transportwirtschaft. In der Größe der Industriebetriebe



liegt die Region über dem polnischen Durchschnitt. Für ausländische Investoren ist anziehend, dass hier in Treuhand viel freies Land geboten wird. Nicht zu vergessen sind die touristischen Attraktionen des Binnenlandes. Als Beispiel ist die Kaschubei zu nennen. Danzig hat gute Kontakte zu den Nachbarländern, zum Baltikum und zur russischen Enklave Königsberg. Schließlich muss noch die internationale Bedeutung als Schaufenster Polens betont werden.

Zu den Schwächen des Gebietes gehören:

- dass außer dem Schiffsbau kaum eine bedeutende Großindustrie vorhanden ist,
- die gegenwärtige Krise im Reedereigeschäft und in der Ostseefischerei,
- die unproduktive Konkurrenz im Schiffsbau zwischen Danzig und Gdingen,
- die zu geringe Zunahme von kleineren und mittleren Unternehmen,
- die hohe Arbeitslosigkeit,
- die zu langsame und schwerfällige Entwicklung der Hochschulen und anderen Ausbildungssysteme,
- die fehlende Erweiterungsmöglichkeiten des Hafens.

Professor Stępnia ging dann noch einmal auf Schwerpunkte in einzelnen Sektoren ein:

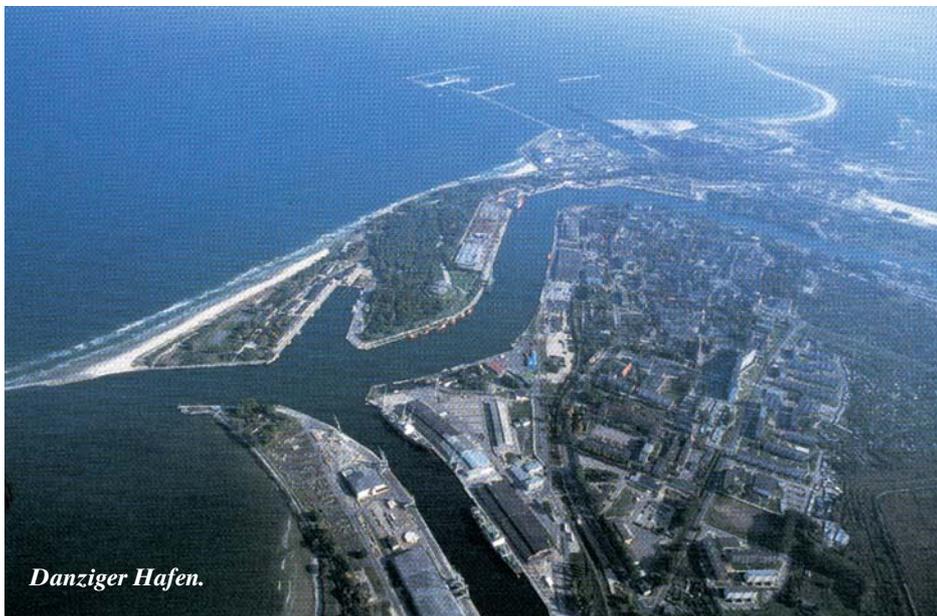
● In der Landwirtschaft liegen die Chancen auf Grund der schlechten Bodenqualität und des Klimas weniger in den klassischen Sparten oder dem Gemüseanbau als im ökologischen Landbau und dem Agrartourismus. Bei entsprechender Kreativität und Investitionen nannte er vor allem die Kaschubei als ein Gebiet mit Zukunft

● Bei der Fischerei ist weniger vom Fischfang in der Ostsee zu erwarten als von der Binnenfischerei im sauberen Süßwasser der regionalen Seen. Auch spielt hier die Fischverarbeitung eine wichtige Rolle. Insgesamt 600 Unternehmen in Pommern beschäftigen sich mit Fischfang und Fischverarbeitung, das sind 50 % der gesamten Betriebe des polnischen Fischereiwesens. Da der Fischfang ökologisch betrieben wird – die Fische werden mit Getreide gefüttert und nicht mit Fischmehl – bestehen gute Exportchancen.

● Vom Schiffsbau befindet sich die Hälfte der polnischen Kapazitäten im Danziger Raum. Er hat am Gesamtexport Polens einen Anteil von rund 30 %. Die Schiffsreparaturen sind dabei der wichtigste Teil. Danzig hat die größte Reparaturwerft Europas, die bereits heute nach europäischen Normen arbeitet. Bei dieser Gelegenheit ist Allerdings muss gesagt werden, dass dieser Sektor der polnischen Wirtschaft im Vergleich zu den subventionierten Werftindustrien Japans und Koreas zu wenig gefördert wird. Zurzeit werden rote Zahlen geschrieben. Die Ursache dafür ist allerdings die stark gestiegene internationale Bewertung des Złoty im Zeitraum zwischen Vertragsabschluss und Abarbeitung des Auftrags. Professor Stępnia wies in diesem Zusammenhang auch auf die große Bedeutung dieser Industrie für den Arbeitsmarkt hin: außer den direkten 6.000 Arbeitsplätzen in den Werften kommen noch 70.000 in der Zulieferindustrie dazu. Er hofft, dass gerade der Beitritt zur EU eine Hilfe zum Überleben der Schiffbauindustrie Polens wird.

● Von der übrigen in der Region angesiedelten Industrie sind allenfalls noch die Möbelindustrie im Raum Dirschau und eine geringfügige Textilindustrie nennenswert. Hier wären größere Aktivitäten und vor allem Kapital notwendig.

● Bei dieser Betrachtung darf die Perspektive des Danziger Hafens nicht vernachlässigt werden. Der Umschlag von 17 Millionen Tonnen ist polnische Spitze, auch wenn das im Vergleich zum Hamburger Hafen sehr wenig ist. Vorteile hat Danzig in der günstigen Lage zu Weißrussland, zur Ukraine, zum Baltikum, zu Russland aber auch zu Tschechien und der Slowakei. Beziehungen bestehen auch zu den skandinavischen Ländern. Im polnischen Export, der früher zu 90 % über die Häfen per Schiff abgewickelt wurde, ist der Umschlag auf 50 % zurückgegangen. Ursache ist der gestiegene Anteil des Lkw-Transports, der von Firmen aus Hamburg, Bremen oder Süd-



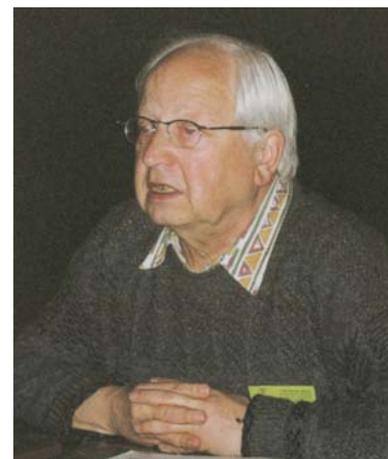
Danziger Hafen.

Es gibt wohl kaum eine geistesgeschichtliche oder religiöse Bewegung in Europa, die so schnell eine gesamteuropäische Dimension angenommen hat, wie die Idee des hl. Dominikus. Ein Jahrzehnt nach der kirchlichen Bestätigung seiner revolutionierenden Ordensgründung finden wir wohlorganisierte Ordensstrukturen bis nach Dubrovnik, Budapest, Prag, Krakau, und auch in Danzig. Dass es 1227 zur Klostergründung in Danzig kam, ist dem Genie des hl. Hyazinth (Jacek) zu verdanken. Auf Ersuchen des Bischofs Iwo von Krakau, stellte er sich der Mission des hl. Dominikus zur Verfügung, um mit einheimischen Kräften die Ordensidee – Predigt und Bezeugung des Evangeliums in nicht-christlicher Umgebung – im örtlichen Europa zu verwirklichen. Das Generalkapitel des Ordens in Bologna (1220) hatte diesbezüglich Ideen entwickelt, die Hyazinth gezielt zu verwirklichen trachtete. Mit der Rückkehr nach Polen hatte er es nicht sehr eilig, denn es galt, den Weg zu nutzen, um die „sacra praedicatio“ in verschiedenen Regionen Mittel- und Südosteuropas zu verankern. So blieb er ein hal-

## 1227–2002 775 Jahre Dominikanerkloster in Danzig

*Pater Diethard Zils OP, Brüssel*

bes Jahr in Friesach in Kärnten, wo er zum zweiten Gründer des dortigen Konvents wurde. Dieser erste Konvent auf deutschsprachigem Gebiet konnte eine wichtige Rolle spielen, um die Mission des Ordens bei den slawischsprechenden Völkern des alpenländischen und pannonischen Raumes zu sichern. Des Weiteren führte ihn sein Weg nach Mähren und Böhmen, um die Einpflanzung des Ordens dort vorzubereiten und sicherzustellen, ehe er 1222 nach Krakau kam, um von da aus in Ruhe die polnische Mission des Ordens auszubauen. Jedes Bistum sollte einen Konvent des Ordens erhalten, der eine Pflanzstätte theologischer Bildung und Ausgangspunkt für eine



systematische Predigtaktivität im Bereich des Bistums sein sollte. Es spricht für die Weitsicht Hyazinths, wie auch der kirchlichen Amtsträger, dass er für das kujawische Bistum nicht den Bischofssitz Włocławek als Standort für den entsprechenden Konvent vorsah, sondern die immer wichtiger werdende Hafenstadt Danzig. Auch der Gedanke an die benachbarten, noch nicht christianisierten Pruzen (Preußen) spielte dabei eine wichtige Rolle.

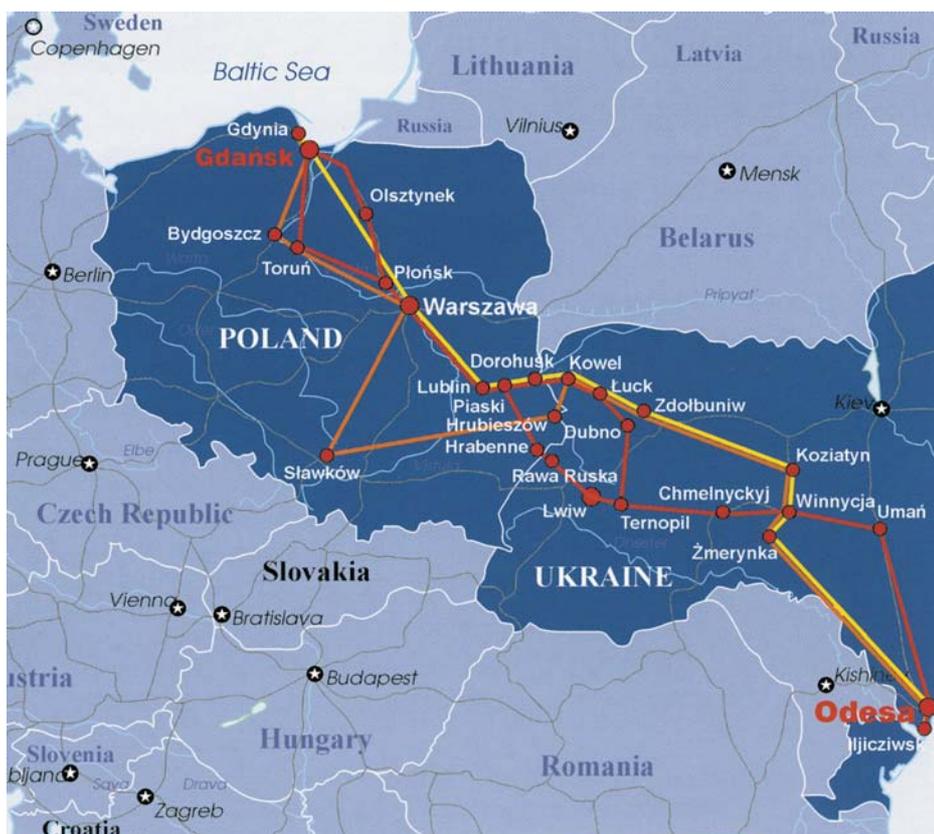
1227 kam es also zur Gründung der Danziger Konventes. Dabei spielte sowohl der pomerellische Fürst Swantopolk wie auch der Bischof Michael von Kujawien eine Rolle. Wie sehr die neue Gründung auch für die gesamtkirchliche Optik bedeutsam war, bezeugt ein Brief Papst Gregors IX. an Fürst Swantopolk, in dem er seine Freude über die Gründung des Klosters zum Ausdruck bringt. Das Kloster wird sich auch in der näheren Zukunft päpstlichen Interesses erfreuen. So nimmt der päpstliche Legat Wilhelm von Modena 1239 die Weihe des Kirchengausbaus vor. Für das kirchliche Leben im Mittelalter waren Ablass, insbesondere vollkommene Ablass, von großer Bedeutung; so war es für die Dominikanerkirche St. Nikolai von allerhöchster Wichtigkeit, dass ihr das Privileg eines vollkommenen Ablasses für das Fast des hl. Dominikus verliehen wurde, was einen großen Zustrom von Menschen verursachte (seit 1260), so dass der Rat der Stadt einen Jahrmarkt gestattete, aus dem der bekannte, heute noch gefeierte „Danziger Dominik“ entstanden ist.

Die Bedeutung eines ansehnlichen Dominikanerkonvents für Stadt und Umgebung ist nicht leicht zu überschätzen. Allgemein lässt sich für die gesellschaftliche Umbruchszeit des 13. Jahrhunderts sagen: Ein Dominikanerkonvent erleichterte die Durchführung der notwendigen gesellschaftlichen Reformen, die intensive Predigtstätigkeit führte zu einer Vertiefung und Verinnerlichung des christlichen Glaubens, das Bewusstsein den Einzelnen und die

### Fortsetzung von Seite 11

deutschland abgewickelt wird und die Straßen Polens sehr belastet. Der Containerverkehr ist erst am Anfang und hat in Hamburg eine sehr starke Konkurrenz, jedoch ist geplant, in Danzig einen großen Container-Terminal zu bauen, für den noch ein ausländischer Investor gesucht wird.

### Handelsweg von Danzig zum Schwarzen Meer



In seinem Schlusswort fasste Professor Stepniak noch einmal die Chancen der Danziger Region in der EU zusammen:

- Danzig muss zur Brücke zwischen Europa und dem Osten werden wie es in den zwanziger Jahren Irland zwischen Europa und Amerika war.
- Im wirtschaftlichen Bereich müssen als Schwerpunkte die Fischereiindustrie, sowie der Schiffsbau und die Schiffsreparatur weiter ausgebaut werden. **Georg Domansky**

Gesellschaft als Ganzes wurden stärker vom Geist des Evangeliums geprägt. Polnische Kirchenhistoriker sagen, dass Polen durch die Mission der Dominikaner erst eigentlich katholisch wurde.

Speziell für das Danziger Kloster lässt sich sagen: Die pomerellischen Fürsten liebten das Kloster, das mit ihrer Hilfe entstanden war, sie ermöglichten die wirtschaftliche Existenz des Klosters. Die Dominikaner erhielten das Schidlitztal, sie durften dort Fischteiche anlegen, Mühlen betreiben und andere gewerbliche Anlagen errichten. Sie bekamen das Recht, in der Weichsel, im Frischen Haff und in der Ostsee zu fischen. Auch bekamen sie das Eigentumsrecht an den Wiesen und Gütern östlich des Klosters bis zur Mottlau.

Auch bei der Bevölkerung Danzigs genossen die Dominikaner hohes Ansehen. Auf vielen Urkunden tauchen Dominikaner als Zeugen auf. Dominikaner fungierten als Ratgeber in vielen privaten und öffentlichen Situationen. So gründete Herzog Mestwin auf Anraten des Danziger Dominikaners, Bruder Wojan, das pommerische Kloster der Predigerbrüder in Stolp. Es war der Prior Wilhelm des Danziger Klosters, der bei der Belagerung der Stadt (1308) durch die Brandenburger den Rat gab, den Deutschen Ritterorden zu Hilfe zu rufen, ein Rat, dessen Befolgung für Danzig sicher viel Gutes, aber auch einige Probleme mit sich brachte. Auch die große Heilige des Weichsellandes, Dorothea von Montau, holte sich bei den Danziger Dominikanern Rat und Stärkung für die spirituelle Gratwanderung ihres uns zugleich faszinierenden wie befremdenden Lebens.

Mit Ankunft des Deutschen Ritterordens in Danzig begann auch für die Dominikaner eine neue Epoche. Der Ritterorden be-

gann mit der Anlage der Rechtstadt, die sich bald zum zentralen Ort der Agglomeration entwickelte. Das Kloster der Dominikaner hatte sich von der Altstadt zur Rechtstadt umzuorientieren. Dies erforderte eine großzügige Erweiterung der Kirche, die mit Hilfe der Bevölkerung von 1340 bis 1380 durchgeführt wurde und im wesentlichen zur heutigen Gestalt der Kirche führte. In dieser neuen Kirche entfaltete sich in reichem Maße die Symbiose von Stadt und Kloster. Bruderschaften siedelten sich am Kloster an, Handwerkerzünfte hatten dort ihre Kapellen und machten Stiftungen, so die Fleischer- und die Seeschifferzunft. Zwei der sieben einflussreichen Banken vom Artushof, die Holländische und die Christopher-Bank, hatten bei den Dominikanern ihre Kapellen, feierten mit den Brüdern das Gedächtnis ihrer Toten. All dies ließ ein Netzwerk an Beziehungen zwischen Stadt und Kloster entstehen, das erst im 16. Jahrhundert im Gefolge der lutherischen Reform gewaltige Risse erfahren sollte.

Aber noch sind wir in der Zeit des mittelalterlichen Ritterordens. Das Miteinander der beiden Ordensstrukturen war nicht immer unproblematisch. Die Preußenmission, die der Ritterorden mit dem Schwert begann, sollte von den Dominikanern mit geistlichen Mitteln vollendet werden – ganz sicher eine Quelle für Diskussion und Missverständnisse. Auch in die politische Diskussion zwischen dem Ritterorden und dem polnischen Staat konnten die Danziger Dominikaner hineingezogen worden, ebenso in eventuelle Konflikte der Bürger mit dem Orden. Aber das Verhältnis war im allgemeinen gut, was auch schon daraus ersichtlich ist, dass die in Danzig verstorbenen Ordensritter in einer Kapelle der St. Nikolaikirche begraben wurden, und die Dominikaner natürlich auch für diese beteten und die Eucharistie feierten.

Für die Geschichte des Danziger Klosters ist auch bedeutsam, dass es von Beginn an bis auf den heutigen Tag immer zur polnischen Provinz des Ordens gehörte, dasselbe gilt weitgehend auch für das Kloster in Breslau und andere. Die Klöster in den mehrheitlich deutschsprachigen Gebieten waren selbstverständlich mit deutschen Brüdern besetzt, aber immer gab es dort auch polnische Brüder und die polnische Predigt. Es scheint, dass dieses Miteinander eher unproblematisch war, zumal die deutschen und polnischen Ordensprovinzen in der Preußenmission offiziell zusammenarbeiteten. Die polnische Komponente des Danziger Klosters

**Dominikanerkloster  
Holzschnitt, 16. Jh.**

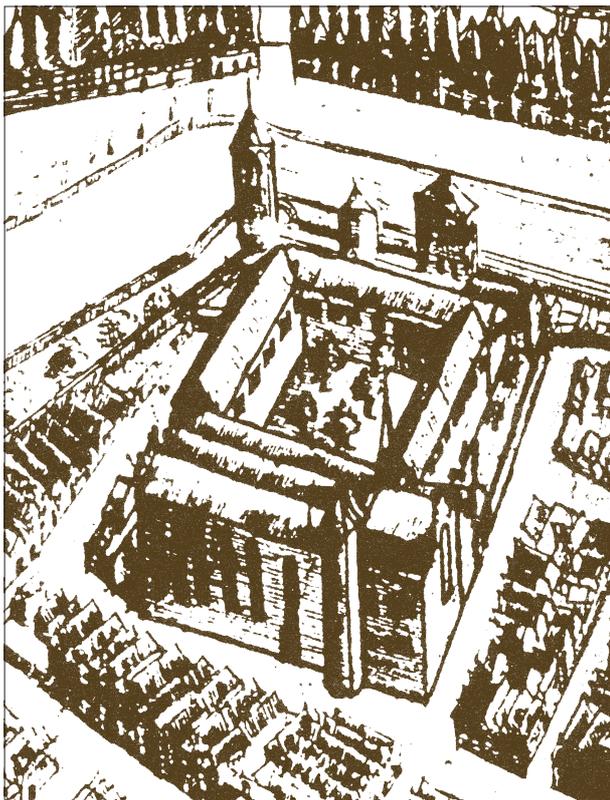


**St. Nikolaikirche, Innenraum gegen Osten.**

sollte in der Reformationszeit und danach noch zu besonderer Bedeutung kommen.

In der Tat griff die Reformation, die in den deutschen Landen großen Einfluss hatte, auch nach Danzig über. Mit der religiösen Neuorientierung gingen auch gesellschaftliche und soziale Ambitionen einher, die sich 1524 in Danzig auch gewalttätig äußerten. Den Dominikanern wurde verboten zu predigen, die Katholiken in ihren Wohnungen zu besuchen, die große Glocke zu den Gottesdiensten zu läuten. Bald wurden sie sogar aus der Stadt verwiesen; die Brüder, die nicht freiwillig gingen, wurden zwangsweise im Karmeliterkloster interniert, das Klostereigentum wurde beschlagnahmt. Nach zwei Jahren konnten sie zwar zurückkehren und soweit möglich das Klostergut wieder erhalten. Aber die Bürger der Stadt wandten sich mehr und mehr der neuen Lehre zu, dazu ermutigt auch durch das Wirken eines früheren Dominikaners, der an der Marienkirche begeisternde Predigten hielt. Im Wesentlichen blieben nur die Danziger Polen katholisch, was den konfessionellen Gegensatz auch mehr und mehr zu einem politischen und nationalen werden ließ. Das Kloster verlor natürlich an gesamtstädtischer Bedeutung und geriet in wirtschaftliche Bedrängnis.

1564 starb der Prior des Klosters – angeblich – an der Pest. Daraufhin verließen alle Brüder fluchtartig den Konvent. Das Kloster wurde vom Rat der Stadt beschlagnahmt und verwaltet, die Räumlichkeiten zu Wohnzwecken und gewerblich vermietet. Es bedurfte eines langen Rechtsstreits und der kräftigen Vermittlung des polnischen Königs, bis das Kloster 1568 wieder zurückerstattet wurde, womit dann auch die Zeit des inzwischen angestellten protestanti-



schen, polnischsprachigen Predigers vorbei war.

Der relative Friede war nur von kurzer Dauer. Als 1577 der polnische König Stephan Barthy die Stadt belagerte, argwöhnten die Bürger, dass die Dominikaner mit ihm in Verbindung standen. Konfessioneller und nationaler Hass, wie auch die Angst und Wut anlässlich der Belagerung, entlud sich in einem zerstörerischen Klostersturm, dem sich die Brüder nur durch rechtzeitige Flucht entziehen konnten. Nach einem Jahr konnten sie, wiederum mit Hilfe des polnischen Königs, zurückkehren. Der Rechtsstreit um das geraubte Eigentum sollte sich noch jahrelang hinziehen.



*St. Nikolaikirche, Epitaph des Stadtphysikus Dr. Johannes Ernst Scheffler, 1663.*

Gehässigkeiten seitens der Bevölkerung und Streitigkeiten mit dem Rat gehörten zu dieser Zeit zum täglichen Brot der Brüder, doch blieben auch seelsorgliche Erfolge nicht aus. So wird berichtet, dass in einem Jahr durch das Wirken der Dominikaner 2.000 Menschen wieder zur katholischen Gemeinschaft zurückfanden. In einer Kapelle der Dominikanerkirche wirkten eine Zeitlang erfolgreich auch die Jesuiten, dies in einer Kapelle, in der gewöhn-

lich deutsch gepredigt wurde. Auch dies ließ die Zahl der Katholiken langsam wieder ansteigen, so dass das Kloster sich wieder erholen konnte.

Zum Kloster hielten sich vor allem die polnischen Katholiken und die langsam wachsende Zahl der deutschsprachigen Katholiken. Eine Reihe hervorragender Prioren, die wissenschaftliche und spirituelle Qualität der Brüder und das neue Selbstbewusstsein der Katholiken führten zu einer neuen Blüte des Klosters, die vor allem an der prachtvollen neuen Ausstattung der Kirche, wie wir sie noch heute bewundern, abzulesen ist. Es sind dies alles Zeugnisse des 17. und 18. Jahrhunderts, denn infolge der Wirren der Reformationszeit besitzt die Kirche praktisch keine Zeugnisse aus vorreformatorischer Zeit. Offensichtlich war diese Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts auch eine Zeit größerer religiöser Toleranz; wie wäre es sonst zu erklären, dass der Stadtphysiker, Dr. med. Johannes Ernst Scheffler, sich nicht nur ein prächtiges Epitaph errichten ließ, sondern als evangelischer Christ auch einen sehr schönen Altar zu Ehren der Dominikanerheiligen Rosa von Lima stiftete.

Aber das vorläufige Ende des Klosters sollte nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen. 1807 wurde Danzig von den Truppen Napoleons eingenommen und zu einer „Freien Stadt“ unter französischer Oberhoheit gemacht. Das Kloster wurde vom Militär beschlagnahmt und als Lazarett genutzt, aber es blieb noch ein wenig Platz für die Brüder übrig. Napoleons Glück wendete sich 1813, als er von den russischen Truppen unter größten Verlusten zum Rückzug gezwungen wurde. Damals wurde auch Danzig als napoleonischer Stützpunkt von der russischen Armee belagert. Eine russische Bombe setzte das ganze Kloster in Brand. Von den 700 Verwundeten des Lazarett konnten unter tatkräftiger Mithilfe der Dominikaner fast alle, bis auf 25, gerettet werden. Ebenfalls konnte die Kirche erhalten werden. Die Brüder nahmen Wohnung in den ihnen gehörenden Häusern in der Nähe des Klosters, von wo aus sie unter der wiederhergestellten preußischen Herrschaft weiterhin segensreich wirkten, bis ein Erlass des preußischen Königs im Jahre 1835 dem Danziger Dominikanerkloster nach über 600 Jahren Verbundenheit mit Stadt und Region ein vorläufiges Ende setzte. Die Nikolaikirche wurde Pfarrkirche und setzte auf ihre Weise die Tradition dieses Danziger Heiligtums fort.

Erst nach der Katastrophe des nationalsozialistischen Deutschlands kehrten die Dominikaner wieder nach Danzig zurück. Wieder waren es Brüder aus der polnischen Ordensprovinz, die mit Unterstützung der (noch nicht völlig gleichgeschalteten) polnischen Behörden Danzigs Kirche und dazugehörige Gebäude als ehemaliges dominikanisches Eigentum zurück erhielten. Zeugnisse aus der ersten Zeit besagen, dass die Brüder versuchten, gemeinsame Gottesdienste der verbliebenen deutschen und der zugewanderten polnischen Bevölkerung zu feiern, in denen viel lateinisch ge-

## Erste St. Nikolaikirche?

### Sensationelle Entdeckung unter der Markthalle In Danzig

*Prof. Dr. Andrzej Januszajtis,  
Danzig*

*Vorbemerkung: Die Baugeschichte der Nikolaikirche und des Dominikanerklosters ist bisher sehr umstritten. Es gibt zwar eine Reihe von urkundlichen Quellen über die Gründung und frühe Geschichte des Klosters, man weiß vieles über die Baudaten der bestehenden Nikolaikirche, kennt die Umstände der Aufhebung des Klosters und des Abrisses der Gebäude im 19. Jh., aber über die baulichen Anfänge ist nur wenig bekannt. Insbesondere gab es bisher keinerlei archäologischen Untersuchungen im Bereich des ehemaligen Klosters. Erst die Renovierung der Markthalle, die vor einem Jahr begann, hat Gelegenheit dazu gegeben. In der Ausgabe Nr. 1-2/2001 des *adalbertusforums*, S. 27, wurde bereits einmal über die Ausgrabungen und das dort entdeckte Gräberfeld berichtet. Durch Vermittlung von Prof. Januszajtis war es den Teilnehmern der Studientagung nun möglich, unter seiner Führung und in Begleitung der dort tätigen Archäologen, die Baustelle Markthalle zu besichtigen und dabei Einblick in die Grabungsergebnisse zu erhalten. Über die dabei gemachte sensationelle Entdeckung hat er nachstehenden kurzen Bericht verfasst:*

Die 1896 errichtete Markthalle steht bekanntlich an der Stelle des 1227 gegründeten und 1813 zerstörten Dominikanerklosters. Die Halle war seit langem renovierungsbedürftig. Nachdem Ersatzverkaufsstände an der Mauer am Altstädtischen Graben erbaut worden waren, konnte man im vorigen Jahr zur Renovierung schreiten. Die Archäologen haben die Gelegenheit

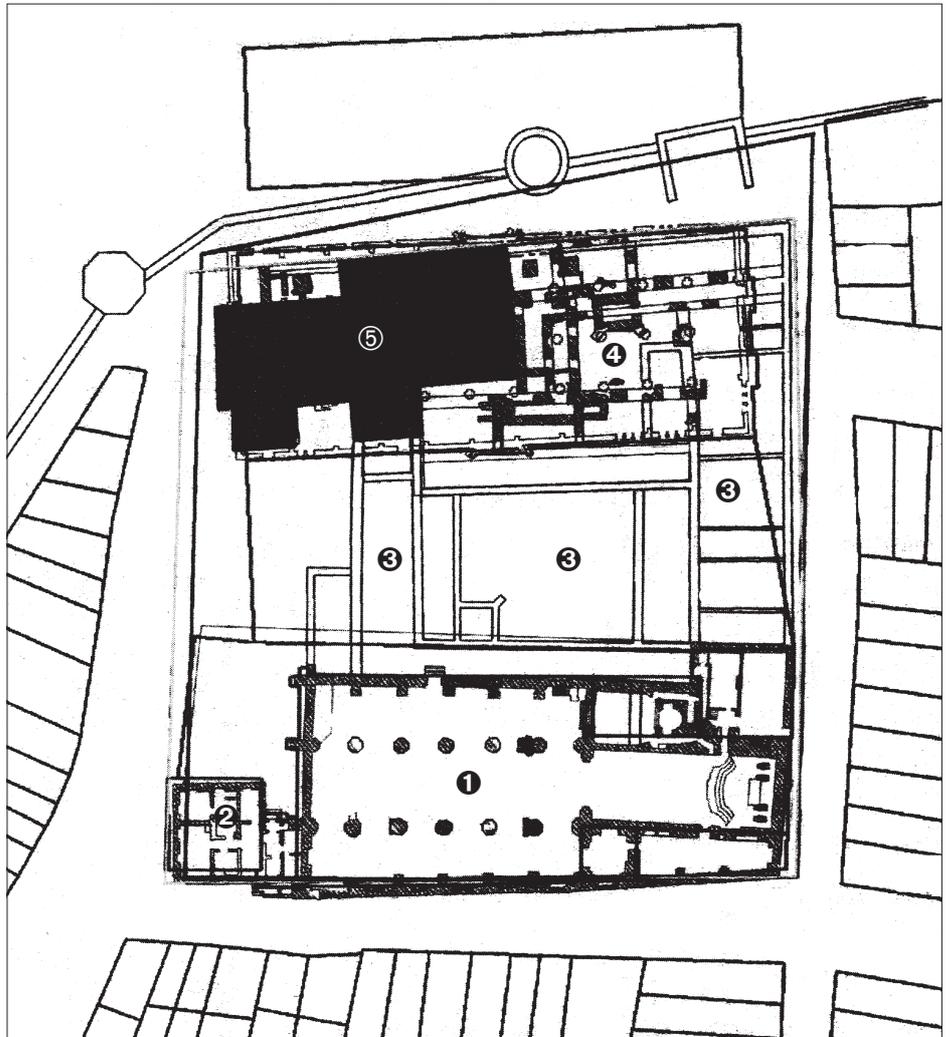
sungen wurde. Eine erste Sorge galt auch der Wiederherstellung der vom Krieg zwar nicht zerstörten, aber doch erheblich mitgenommenen Kirche.

Nach der Machtübernahme der Kommunisten gab es viele Schwierigkeiten im Zusammenhang mit der Zuzugsgenehmigung für Prioren und Pfarrseelsorger. Erst viel später konnte eine spezielle Seelsorge, vor allem an den Studenten, aufgebaut werden. In der Zeit nach dem Verbot der Solidarność-Bewegung waren Kirche und Kloster Versammlungsort für Künstler und Wissenschaftler, wie auch Stätte für Ausstellungen und Theateraufführungen. Die jüngste Zeit bietet im Zusammenhang mit der 775-Jahrfeier des Klosters verstärkt Gelegenheit, der deutsch-polnischen Vergangenheit des Klosters nachzuforschen und eine ebensolche Zukunft in Angriff zu nehmen. ■

ausgenutzt, um unter der Halle nach den Überresten des Klosters zu suchen. Außer diesen haben sie ganz unerwartet die Grundmauern einer monumentalen Steinkirche entdeckt. Die Kirche war recht groß, sie nahm in ihrer Länge die Hälfte der Markthalle ein und reichte im Westen bis unter die Herrengasse – man weiß nicht wie weit. Im Osten hatte sie eine typische halbrunde Abside. Die Entstehung der Kirche wird auf die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert datiert. Es ist jetzt klar, dass es jene St. Nikolaikirche ist, die Herzog Swantopolk 1227 den Dominikanern geschenkt hat. Man kann auch sehen, dass die Mönche sie danach erweitert haben. Es mag dort jedoch auch früher schon eine Vorgängerkirche aus Holz gestanden haben.

Den Bau der heutigen Nikolaikirche hat man im 14. Jh. angefangen – nachdem das Kloster 1348 eine Entschädigung für die der späteren Rechtstadt abgetretenen Wiesen bekommen hatte, auf denen später die so genannte Neustadt mit der Johanniskirche entstand.

Die nun entdeckte romanische Nikolaikirche stand inmitten eines älteren Friedhofs. Der Friedhof hatte eine ziemlich große Ausdehnung, man fand dort die Überreste von fast 300 Leichen. Die Entdeckung hat eine große Bedeutung. Sie bestätigt, dass das pommerellische Danzig viel größer war als man das, besonders vor dem Krieg, behauptete. Auch die Lösung des alten Streits über die Lokalisierung der um jene Zeit gegründeten deutschrechtlichen Stadt Danzig scheint jetzt näher zu sein, jedoch muss man auf volle Klarheit noch warten. ■



#### Grundriss der Klosteranlage St. Nikolai

- ① Bestehende Kirche, erbaut 14./15. Jh.
- ② Pfarrhaus, erbaut Mitte des 19. Jh.
- ③ Ehemalige Klostergebäude, 1840 abgebrochen
- ④ Heutige Markthalle, erbaut 1894–1896
- ⑤ Bereich der wiederentdeckten romanischen Kirche



*Markthalle, entkernt, freigelegte Stahlträger über dem Untergeschoss.*

*Blick durch die Träger auf die entdeckten romanischen Mauern.*



# Europäische Verbindungen im Musikleben Danzigs zur Zeit des Barocks und der Klassik

Viola Nitschke-Wobbe M.A.,  
Frankfurt am Main

Bevor einige Verbindungen des Danziger Musiklebens zu Musikern und dem Musikleben der europäischen Zentren in der Zeit des Barocks und der Klassik dargestellt werden, sollen einige kurze Bemerkungen das musikalische Leben Danzigs im 17. Jahrhundert skizzieren. Die Quellen überliefern für diese Zeit eine verstärkte Pflege der Kirchenmusik. Die großen Pfarrkirchen unterhalten alle Kapellen. Viele verfügen über zwei Orgeln, der Kapellmeister der größten Pfarrkirche der Stadt, St. Marien, wird zugleich durch den Rat zum Kapellmeister der Stadt berufen und hat damit prägende Funktion für das gesamte Musikleben der Stadt. Der Rat veranstaltet selber musikalische Darbietungen, ebenso sind die Hochzeits-, Trauer- und weitere Festmusiken fester Bestandteil des Lebens der reichen und blühenden Stadt und seiner Bürger.



Um die Mitte des 17. Jh. erfährt das bisher stark durch die niederländische Musik geprägte Musikleben der Stadt besondere Impulse durch den Einfluss der italienischen Musik, die mit den am Warschauer Hof tätigen Musikern die Monodie, den Liedgesang und die Praxis des Generalbasses in die Musik Eingang finden lässt.

Die 1605 von Claudio Monteverdi eingeführte so genannte *seconda pratica* fand bei der Vertonung von Texten des großen deutschen Poeten Martin Opitz (1597–1639 in Danzig) und verschiedener Professoren am Akademischen Gymnasium, Johann Peter Titz (Titius) und Johannes Maukisch, durch die an der St. Katharinenkirche tätigen Musiker Crato Büthner (1616–1679) und Christoph Werner (um 1619–1650), sowie den Organisten an St. Trinitatis Thomas Strutz (um 1621–1678) große Beachtung. Crato Büthner legte Sammlungen von Generalbassliedern vor, Christoph Wer-



**Kaspar Förster,  
Sonata a 3, Anfang  
der Violine 1.**

ner 1649 eine große Sammlung von Arien und geistlichen Lobliedern.

Ein Sohn der Stadt, der Zeit seines musikalischen Wirkens verschiedenste europäische Zentren bereiste oder dort in Diensten stand, ist Kaspar Förster der Jüngere (1616–1673). Als Schüler Marco Scacchis in Warschau und damit Enkelschüler des berühmten Carissimi, war er 1638–1641 am Warschauer Hof angestellt. Ausgedehnte Studien in Italien (er studiert Monteverdi und Cavalli) führen ihn schließlich an den dänischen Hof 1652–1655, zwischenzeitlich einige Jahre als Kapellmeister zurück nach Danzig, um ab 1661 wieder in dänischen Diensten zu stehen; zeitweise wirkte er in diesen Jahren auch in Hamburg. Seinen Lebensabend verbrachte er schließlich in Oliva. Kaspar Förster komponierte eine Vielzahl konzertierende Motetten in lateinischer und italienischer Sprache, Triosonaten, musikalische Dialoge und eine sog. Sonata a 7 für Streicher und Blasinstrumente, deren Formen- und Klangvielfalt bis heute Beachtung finden.

Ein weiterer bedeutender Musiker der Stadt, ist der aus Thüringen stammende Johann Valentin Meder (1649–1719), der 1686–1699 als Rats- und Marienkapellmeister in Danzig tätig war. Sein künstlerischer Lebensweg führte ihn auch nach Reval, Königsberg und Riga, wo er jeweils auch hohe musikalische Ämter bekleidete. Meders musikalisches Werk umfasst geistliche Konzerte, Instrumentalstücke, Passionen, Kantaten, Gelegenheitsmusiken zu Festen und schließlich einige Opern, 1695 kam seine Oper Nero in Danzig zur Uraufführung.

Danzig war im 18. Jahrhundert Zentrum des künstlerischen Lebens im Westpreussischen Raum. Die Stadt liegt auf der Route fahrender Konzertreisender und sie pflegte musikalische Kontakte über ihre Grenzen hinaus in die wirtschaftlichen und künstlerischen Zentren Europas. Hier zu arbeiten muss für Musiker von Rang nicht nur finanziell attraktiv gewesen sein – wie die bekannte Bewerbung J. S. Bachs um das Organistenamt an St. Marien beweist.

Einer der bedeutendsten Komponisten des Barock – Georg Philipp Telemann (1681–1767), Lehrer des an der St. Elisabethkirche tätigen Jeremias du Grain (?–1759), wurde mit etlichen Auftragskompositionen für die Stadt betraut – die sich in der Sammlung der Johanneskirche erhalten hatten, einige auch in Berlin, Aarhus, Kopenhagen und London –, man kann vermuten, dass diese Kantaten also auch in anderen Städten Europas rezipiert worden sind. Telemann schrieb 1754 für Danzig seine berühmte Matthäuspasion, die als besondere Aufführungsweise 34 Choräle zum Mitsingen vorsieht. Ebenso lieferte er in diesem Jahr die sechs Kantaten, die Alterswerke von hohem künstlerischen Rang darstellen.

Ein Musiker – von seiner schöpferischen Qualität dem vorgenannten ebenbürtig – ist der zunächst im thüringischen Sondershausen als Hofkapellmeister bestellte Joh.

Balthasar Christian Freiblich (1687–1764), der seit 1731 an der Marienkirche als Kapellmeister wirkte. Kantaten, Passionen, Psalmskonzerte, ein Magnificat, Hochzeitsmusiken und geistliche Konzerte sind von ihm überliefert. Als Textgrundlage für seine Passion verwendete er, wie viele berühmte Komponistenkollegen in ganz Europa (Keiser, Händel, Telemann und Mattheson z. B.), Texte des Hamburger Senators Heinrich Brockes (1680–1747). Für die feierliche Aufstellung der am 7. Oktober des Jahres 1755 zu Ehren des polnischen (aus sächsischem Geschlecht stammenden) Königs August III. im Artushof errichteten Statue schuf Freiblich eine umfangreiche Ratskantate, die ihn als Komponisten in der Verwandtschaft zu Bach zeigt.

Ein Sohn der Stadt, der ein kurzes aber beachtenswertes Musikerleben geführt hat, ist Johann Gottlieb Goldberg (1727–1756). Er war in Danzig zunächst Schüler von Freiblich und Jeremias du Grain, bevor er bereits mit zehn Jahren im Gefolge des Grafen Keyserlingk, der russischer Gesandter am Dresdener Hof war, nach Dresden übersiedelte. Hier lernte er Wilhelm Friedemann Bach und seinen Vater J.S. Bach kennen, ausgebildet wurde er von Friedrich Wilhelm Markull. Zahlreiche Reisen führten ihn nach Berlin, Frankfurt a. M. und Wien, bis er schließlich 1751–1756 durch den Dresdener Hof in Dienst genommen wurde. Der kontrapunktische Reichtum seiner Kammermusik zeigt einen Komponisten großer Güte, der in längerer Lebenszeit seiner Vaterstadt sicher noch große Ehre eingebracht hätte.

Besondere Bedeutung hatte zum Ende des 18. Jahrhunderts die Entwicklung des Konzertwesens im westpreußischen Gebiet. Schon im 17. Jahrhundert hatten englische Komödiantentruppen in Danzig und Elbing einzelne kleine Opernvorstellungen gegeben. 1646 wurden im Rahmen der Hochzeitsfeierlichkeiten für den polnischen König Władysław IV. eine italienische Oper in Danzig aufgeführt. Im Jahre 1730 wurde schließlich die alte Fechtschule zum Theater umgebaut, ab 1741 sind regelmäßige Singspiel- und Operndarbietungen nachweisbar. Das Programm umfasste u. a. „La serva padrona“ von Pergolesi, J. A. Hillers „Rosenfest“, „Lottchen am Hofe“ von Benda, ein Stück, das zu dieser Zeit große Anerkennung genoss. Für das Jahr 1796 ist eine Aufführung des „Don Giovanni“ von W. A. Mozart nachweisbar.

In Danzigs Bürgerhäusern wurden ab dem 5. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts so genannte Liebhaber- oder wöchentliche Konzerte veranstaltet, die schließlich zu einem geregelten Konzertleben in der Stadt führten. Das erste Liebhaberkonzert veranstaltete Jeremias du Grain am 27. 2. 1740. Auch andere Rats- oder Zunftmusiker der Stadt Danzig zeigen sich als Veranstalter von Cembalokonzerten, Singspielen und Oratorienaufführungen. Durchreisende Sängereinnen und Sänger legten vor ihrer Anreise Anzeigen für Subscriptions (quasi ein Abonnement) ihrer Konzerte, die dann ein-

mal wöchentlich in der Wintersaison stattfinden sollten, auf. Erhalten ist u. a. die Anzeige der italienischen Sängerin Farinelli aus dem Jahre 1765, die mit ihrer Tochter reiste und solistisch und im Duett konzertierte.

Wie die durchreisenden Sänger annoncierte auch der 1781 neu bestellte Ratskapellmeister Georg Simon Löhlein (1725–1781) im September dieses Jahres in den „Wöchentlichen Danziger Anzeigen“, dass er mit dem Beginn seiner Tätigkeit in Danzig in seinen Wohnräumen im Winterhalbjahr ein Abonnementskonzert einrichten wollte. Aus Leipzig kommend und zuvor als Akademischer Musikdirektor in Jena tätig,

Aus der Wintersaison 1781/1782 sind die kompletten Programmabfolgen der 21 Konzerte in der Musikgeschichte Hermann Rauschnings überliefert. Diese geben Aufschluss über die reichhaltige und farbige Zusammenstellung der Programme, die Gewichtung von Vokal- und Instrumentalmusik sowie die Rezeption der zu dieser Zeit in allen Zentren Europas bekannten und aktuellen Kompositionen. Bei der Betrachtung der Programme, die jeweils am Freitag zu Gehör gebracht wurden, zeigt sich der hohe Anteil der zeitgenössischen Musik und zudem ein Übergewicht der Instrumentalkompositionen (Sinfonien und Instrumentalkonzerte).



*Musikzimmer im Uphagen-Haus in Danzig.*

hatte er sich hohes musikalisches Ansehen erworben. Zu diesem Zweck scheint er auch das aus diesem Jahr überlieferte Cembalokonzert op. 8 Nr. 1 komponiert zu haben, dass sich in seiner musikalischen Gestalt als der süddeutschen Vorklassik verbunden erweist.

Das Danziger Konzertwesen umfasste in den Jahren 1750–1775 fünf verschiedene Reihen, die entweder nach den Aufführungsorten: das Holbergsche Konzert, das Danielsche Konzert oder das von Dohrensche Konzert genannt wurden sowie nach ihren Veranstaltern, wie die älteste Reihe: das Klothsche oder Rotenburgsche Konzert und das Wagnersche in der Hundegasse.

Durch die Überlieferung der Namen der Ausführenden ist auch auf die Tätigkeit der in Danzig ansässigen Musiker zu schließen. Die Programme umfassten stets drei Sinfonien, wechselnd mit Solokonzerten, Trios, Duos oder Quartetten und ausgewählten Vokalkompositionen (einzelnen Arien). Neben kleineren Meistern sind alle wichtigen Namen der Wiener und Berliner Klassik vertreten: Der aus Königsberg stammende Kapellmeister Friedrich d. Großen Joh. Friedrich Reichardt (1752–1814), der Danzig auf einer Virtuosenreise selbst aufsuchte, Heinrich Graun und C. Ph. E. Bach gleichermaßen, wie Joseph Haydn, Fr. Benda, Carl Ditters v. Dittersdorf, Johann Stamitz und der Wiener Dittersdorf-

Schüler Joh. Bapt. Vanhal (1739–1813), der wiederum auch von Mozart und Haydn sehr geschätzt wurde.

Einzelne Aufführungen größerer Oratorien sind nachweisbar, u. a. C. Ph. E. Bachs (1714–1788) Oratorium „Die Israeliten in der Wüste“ am 3. 12. 1781. Neben den Abonnementsreihen blieben die Virtuosenkonzerte durchreisender Gesangs- und Instrumentalsolisten auch im ausgehenden 18. Jh. weiter bestehen. Einer der bedeutendsten Orgelvirtuosen seiner Zeit, Abbé Vogler, trat in den Jahren 1788/1789 in St. Marien, St. Johann und St. Peter und Paul auf. Das Musikleben der Stadt wurde zudem in den Sommermonaten durch Gartenkonzerte mit unterhaltsamen Programmen – sog. „musikalische Abendunterhaltungen“ – und Militärkonzerte der stationierten preußischen Regimenter bereichert. ■

**E**twa 6.000 sollen es gewesen sein, die sich am Samstagnachmittag, dem 25. Mai 2002, auf dem Kohlenmarkt – vor der Fassade des Zeughauses aus der Renaissancezeit, dem mittelalterlichen Strohturm und dem daran anschließenden erst nach dem Krieg errichteten Gebäude der Akademie der Schönen Künste – versammelt hatten, um sich auf einem Erinnerungsfoto an dieses denkwürdige Treffen „verewigen“ zu lassen. Das ca. 1/3 m<sup>2</sup> große Poster wurde am 2. 6. 2002 in der Tageszeitung „Dziennik Baltycki“ als Beilage publiziert: Der Aufwand, auf den gegenüberliegenden Dächern stehende Fotografen mit riesigen Teleobjektiven in Aktion zu setzen, hatte sich gelohnt: jede/r Abgelichtete kann sich auf dem Foto erkennen, sie/er muss nur lange genug suchen oder genau wissen, wo sie/er stand.

Man weiß natürlich nicht, wie viele der Fotografierten nun Danziger welcher „Sorte“ waren: Danziger von heute oder von früher. Aber das war auch nicht so wichtig an den drei Tagen dieses für alle, die dabei waren, sicher unvergesslichen Treffens. „Alte“ und „neue“ Danziger haben sich – so weit bekannt ist – bestens miteinander vertragen, haben gemeinsam dem Genius loci „ihrer“ Stadt Danzig gehuldigt und sind einander bei historischen Disputationen, bei Konzerten mit E- und U-Musik, in Ausstellungen und auf dem Jahrmarkt, beim Gottesdienst und Totengedenken – und sicher auch in ganz persönlichem Gespräch – begegnet. Man weiß auch nicht genau, wie viele „Alt-Danziger“ nun wirklich von nah und fern in ihre Heimatstadt gekommen sind – es wurde berichtet, dass selbst welche aus den USA, Kanada und Australien angereist seien – jedoch hatte man schon am Pfingstmontag, dem 20. Mai, – als wir vor Beginn unserer 9. Deutsch-polnischen Studientagung noch einen Bummel durch die Rechtstadt machten – fast den Eindruck, als seien Langgasse und Langer Markt fest „in deutscher Hand“.

Und hier sei – bevor das überwiegend Positive dieses Treffens zusammengetragen wird – eine verhaltene Kritik an dessen Vorbereitung geäußert: man musste voraussehen, dass die meisten der zu diesem Treffen von außerhalb kommenden Danziger deutscher Zunge sein würden. Dafür war jedoch die Präsenz der deutschen Sprache in der offiziellen Gestaltung des Treffens in manchen Bereichen zu dürftig: angefangen bei den großen Transparenten auf der Langgasse und den Plakaten in den Verkehrsmitteln, die die Besucher nur in Polnisch begrüßten, über viele Hinweise technischer Art – so auch alle Ansagen bei der Vorbereitung des Massenfotos – die nur in Polnisch erfolgten, bis zu den Simultanübersetzungen bei den Veranstaltungen im Danziger Theater und bei der Einweihung des Denkmals, die teilweise außerordentlich fehlerhaft waren. Man sollte bei der Planung des nächsten Treffens im Auge behalten, dass das Gelingen auch besonders davon abhängt, wie die Gäste der Stadt sich verständlich angesprochen fühlen; und das kann, da die „alten“ Danziger – Gott sei's geklagt – kaum Pol-

nisch können, im Wesentlichen nur in Deutsch geschehen, zumindest so lange, wie noch die meisten Besucher Danzigs aus Deutschland kommen.

Doch, wie dem auch sei, hier lag nicht das Schwergewicht dessen, was diese Tage ausmachte. Die FAZ schrieb am 28. Mai 2002 über das Treffen: „Für Momente konnte man sehen, hören und fühlen, was viele sich erhofft hatten: Aus allem, wodurch die Menschen und Schicksale einst getrennt wurden, entstand nun durch Gespräche, durch Wiedererkennen und in gegenseitigen Blicken wieder etwas Gemeinsames. Sie alle waren

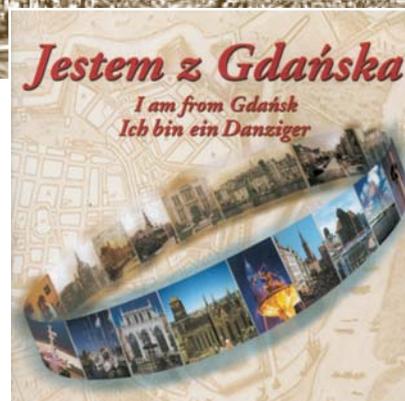
wieder geschüttelt wird von nationalistischen Gereiztheiten. Eine Geste übrigens, die nicht mit Heimattümelei und dem Verzicht auf Vergangenheit erkaufte wurde. Ganz im Gegenteil.“

Ich glaube das war es wirklich, diese Geste des Rates und der Regierung der Stadt, über alle Schatten der Vergangenheit hinwegzuspringen und zu einem großen Treffen der Danziger aus aller Welt einzuladen, um dadurch ein Zeichen der Verständigung und der Versöhnung zu setzen, ähnlich – oder gleichsam als Bekräftigung – jenes offenen Briefes an alle Danziger, den im No-



## „Ich bin ein Danziger“

**I. WELTWEITES TREFFEN  
DER DANZIGER  
vom 24. bis 26. Mai 2002**



*Danziger gewesen, und sie sind Danziger geblieben. Dass sich alle so fühlen dürfen, war nicht allein dem Genius loci zu verdanken, sondern auch der ausdrücklichen Geste der Stadtväter: Seid willkommen, zurück in Danzig, hieß es überall. Die Stadt, die so lange die Stadt der geteilten und geraubten Heimat war, in der sich niemand mehr heimisch fühlte, sollte endlich Heimatstadt werden können... Man braucht nur an all die früheren Vergangenheitsstarrheiten zwischen Polen und Deutschen, an die knöcherne Härte zwischen Tschechen und Sudetendeutschen zu denken, an das bleierne Gemüt der alten Männer, die mit zitternder Hand sich an die Gurgel wollen, an alle Jüngeren, die immer neues Gift anrühren, um die Größe und das Außerordentliche dieser Geste vor Augen zu haben – in einem Europa, das*

vember 1995 die drei Danziger Schriftsteller – Paweł Huelle, Donald Tusk, Zbigniew Zakiewicz – als Einladung zur Feier „1000 Jahre Danzig“ im Jahre 1997 verfasst haben, in dem es hieß: „... Begrüßen wir sie: ‚Willkommen zu Hause‘. Diese einfachen Worte sollen ein Zeichen der wahren Aussöhnung mit der Geschichte und den Menschen sein. Und ein Wegweiser für die zukünftigen Tage.“

Der Geist der Verständigung wurde diesmal zudem akzentuiert in einem unvergleichlichen Akt des Brückenbaus über leidvolle Vergangenheit hinweg, der im Zentrum dieses Treffens stand: Die Einweihung des „Friedhofs der nichtexistierenden Friedhöfe“, über die anschließend gesondert berichtet wird.

Das Treffen selbst hatte nur eine relativ

kurze Vorgeschichte: am 30. 10. 2001 fand während der 8. Deutsch-polnischen Studi-entagung des Adalbertus-Werkes auf Einladung des Stadtpräsidenten Paweł Adamowicz eine Begegnung der Teilnehmer mit Vertretern des Rates und Präsidiums der Stadt im „Neuen Rathaus“ statt, während der der Stadtpräsident der Öffentlichkeit seine Pläne für ein „I. Weltweites Treffen der Danziger“ im Jahre 2002 vorstellte. (Leider hat dieser Umstand anschließend in Deutschland in Kreisen der außerhalb des Adalbertus-Werkes organisierten Danziger zu unnötigen Irritationen und in deren Medien zu polemischen Äußerungen geführt. Wenn auch später bereinigt, hatten diese Vorfeldkontroversen doch Auswirkungen, die bis in das Treffen hinein spürbar waren.)

Während dieser Begegnung hatte der Stadtpräsident auch angeregt, unsere 9. Studientagung in Danzig in diesem Jahr im Zusammenhang mit dem „I. Weltweites Treffen“ zu veranstalten. Dadurch, dass wir – trotz der erheblichen Quartierprobleme – dieser Anregung gefolgt sind und unsere Studientagung praktisch direkt in das große Treffen übergreifen ließen, war das Adalbertus-Werk die einzige Gemeinschaft von vertriebenen Danzigern in Deutschland, die sich mit einer geschlossenen Gruppe in das „I. Weltweite Treffen“ einbrachte. Das hatte die erfreuliche Geste der Stadtregierung zur Folge, dass alle Teilnehmer des Adalbertus-Werkes für die wichtigen Veranstaltungen des Treffens mit Eintrittskarten bedacht wurden, einschließlich des Festbankettes, zu dem am Samstag der Präsident und der Rat 300 Ehrengäste in den historischen Saal der Akademie der Künste im Obergeschoss des Zeughauses eingeladen hatte.

Das Programm des Treffens gliederte sich im Wesentlichen in vier parallel verlaufende Bereiche. Unmittelbar nach der feierlichen Eröffnung am Freitagmorgen im Danziger Theater begann dort der erste, eine zweitägige historisch-soziologische Konferenz, die unter dem Leitwort „Identität – Geschichte – Überdauern“ – sowie den Untertiteln „Danzig als Schmelztiegel von Gesellschaften und Nationen“ am Freitag und „Die gesellschaftlich-kulturelle Identität des heutigen Danzig“ am Samstag – Wissenschaftler aus Polen und Deutschland zu Vorträgen und Disputationen zusammenbrachte.

Den Abschluss dieser Konferenz bildete eine Podiumsdiskussion am Samstagnachmittag über „Die Suche nach der Identität mittel-osteuropäischer Städte nach 1989“. In dieser war es mir möglich – nachdem der Stadtpräsident das Adalbertus-Werk und mich als den Vorsitzenden kurz dem Plenum vorgestellt hatte – diesem in einem Statement zum einen die Kernpunkte unserer Arbeit darzustellen, zum anderen als Diskussionsbeitrag auf wesentliche Merkmale der veränderten Identität der Stadt Danzig seit 1945 hinzuweisen, nämlich insbesondere auf den Verlust der in dieser Stadt über mehr als 700 Jahre gebräuchlichen deutschen Sprache einerseits, sowie

andererseits auf die seit dem 16. Jahrhundert in ihr vorherrschend lebendig gewesenen Elemente des Protestantismus – sowohl deutscher als auch vor allem niederländischer Prägung –, die das geistige, kulturelle und künstlerische Gesicht der Stadt in einem Maße geprägt haben, dass auch die wiedererstandene Stadt es nicht verleugnen kann.

Ein zweiter Bereich war der so genannte „Jahrmarkt“, arrangiert in einem auf dem Kohlenmarkt errichteten großen Zelt, in dem man an über 100 Ständen allerlei Andenken, Kunstgewerbeartikel etc. erwerben konnte, das aber auch Ort der Begegnung und des Gesprächs war.

Der Kohlenmarkt, quasi das Forum des gesamten Treffens, bot auf einer Bühne auch die Plattform für den dritten Bereich, den



**Stadtpräsident Paweł Adamowicz.**

musikalischen, in vielen sehr unterschiedlichen Spielarten und z. T. außerordentlichen Lautstärken. Folklore- und Ethno-Gruppen, Musikgruppen der Jugend, der Partnerstädte, des Grenzschutzes u. a. wechselten dort einander ab. Doch fand am Freitagabend auch ein exzellentes Symphoniekonzert statt, und zwar auf der Freilichtbühne des Bleihofs – wo z. T. das alte Elektrizitätswerk zu einem neuen Konzerthaus umgestaltet wird – am Samstag ein Konzert mit „Violinmusik des 17. und 18. Jahrhunderts“ in der Johanneskirche sowie am Sonntagvormittag eine musikalische Matinee im Uphagen-Haus.

Und ein vierter Bereich war eine Reihe von Ausstellungen, die z. T. schon einige Tage vorher eröffnet worden waren. So konnte man u. a. betrachten: „Schätze aus Bernstein“, „Graphik von Günter Grass“, „Ansichten Danzigs bis 1945“ sowie Fotos von „Zerstörung und Wiederaufbau der Stadt“.

Neben diesen vier Programmsträngen standen einige besondere Einzelveranstaltungen, so am Samstagvormittag ein Festgottesdienst in der St. Nikolaikirche, am Samstagnachmittag eine „History-Show Danzig 1457“ – in der das Ereignis der Verleihung der Krone im Danziger Wappen gewürdigt wurde – am Samstagabend nach dem Festbankett ein brillantes Feuerwerk sowie ein „Fest der Danziger Familien“ auf dem Kohlenmarkt, mit dem am Sonntagnachmittag das Treffen abschloss. Außerdem bot das Danziger Theater am Sonntagnachmittag ein besonderes Erlebnis: Eine Aufführung der szenischen Umsetzung des Romans „Hanemann“ von Stefan Chwin, der in Deutschland unter dem Titel „Tod in Danzig“ veröffentlicht wurde. Das Stück wurde in polnischer Sprache mit Simultanübersetzung ins Deutsche gespielt, eine besondere Reverenz gegenüber den deutschsprachigen Gästen, die zu der Aufführung von Rat und Stadtpräsidium eingeladen waren.

Zum Festgottesdienst am Samstagvormittag sei hier auch eine kritische Anmerkung gemacht. Ursprünglich war im ersten Programmwurf des Treffens am Sonntagvormittag ein Ökumenischer Gottesdienst in der Marienkirche geplant, in einem später veröffentlichten Programm war dieser für die St. Johanneskirche ausgewiesen, am Ende wurde er ganz vom Programm gestrichen. In einer Reihe von Telefonaten mit dem Amt des Stadtpräsidenten, dem Seelsorger der deutschen Minderheit in Danzig, Prof. Dr. Niedałowski, dem verantwortlichen Pfarrer der evangelischen Danziger in Deutschland, Pfarrer i. R. Klaus Illmer-Kephalides, sowie in schriftlicher Stellungnahme gegenüber Stadtpräsident Adamowicz, habe ich intensiv versucht, diesen Ökumenischen Gottesdienst zu retten, alles Bemühen war vergeblich: die polnische Seite sah sich dazu außer Stande.

Es ist jetzt müßig, die Gründe dafür eruieren zu wollen, sie liegen sicher auch in dem unterschiedlichen Verständnis von Ökumene, wie sie in Polen und in Deutschland heute praktiziert wird. Dennoch sollte es für die zukünftigen Treffen in Danzig angestrebt werden, in längerer Vorbereitung hier eine Lösung zu finden, und zwar aus zweierlei Gründen, die ich auch vorher dem Stadtpräsidenten schriftlich zu bedenken gegeben habe:

Zum einen: *„Es müsste in diesem Gottesdienst ein besonderes Zeichen gesetzt werden für die anwesenden Gäste aus Deutschland, die evangelischen Glaubens sind, dass man ihren vielleicht nie ganz zu verwindenden Kummer versteht, weil die Kirchen ihrer Kindheit heute der anderen Konfession gehören. Ich meine, ein solches Signal dient auch der ökumenischen Atmosphäre in Danzig selbst und würde in einem weltweiten Danziger-Treffen einen doppelten Brückenschlag symbolisieren.“*

Zum zweiten: *„So sehr die Veranstaltung auf dem Friedhof, wie auch die Idee und Ausführung dieses Denkmals, unseren Beifall findet, ... so ist doch dieser Akt ein notwendiger Blick zurück auf die leidvolle Ver-*



**Die Gruppe des Adalbertus-Werkes beim Festbankett im Zeughaus.**

*gangenheit und ein lobenswerter Beitrag zu deren Bewältigung. Meines Erachtens fehlt nun aber der Blick nach vorn auf die Zukunft, der in einem ökumenischen Gottesdienst hätte Ausdruck erhalten können und der zu der Veranstaltung auf dem Friedhof die notwendige Entsprechung gewesen wäre!*

Was blieb, war der Festgottesdienst in der St. Nikolaikirche, der zwar eine sehr würdige Form hatte, gestaltet mit Blasmusik einer Militärkapelle aus der Hohen Tatra, der aber letztlich die vielen evangelischen Danziger, die als Gäste in der Stadt waren, nicht berücksichtigte. Dankenswerterweise wurde mir am Abend vorher noch signalisiert – wahrscheinlich aufgrund meines Insistierens – dass es möglich wäre, in diesen Gottesdienst eine Lesung und zwei Fürbitten in deutscher Sprache einzubringen, so wurden die zahlreichen deutschsprachigen Gottesdienstbesucher wenigstens auch in ihrer Muttersprache angesprochen.

Fragt sich – *post festum* und dazu noch aus einiger zeitlicher Distanz – was bleibt von diesem „I. Weltweiten Treffen der Danziger“ besonders positiv in Erinnerung?

Zum ersten, so meine ich: die Idee an sich, das Wagnis, darauf zu bauen, dass der Genius loci dieser Stadt so stark sei, tausende von Menschen aus vielen Ländern in ihre Heimatstadt zu ziehen, um mit denen, deren Heimat sie heute ist, gemeinsam die auf beiden Seiten vorhandenen Schatten der Vergangenheit beiseite zu schieben und nur auf der Basis Gemeinschaft zu haben, dass man „Danziger“ ist.

Zum zweiten: die offene freie Atmosphäre in der Stadt während dieser drei Tage, die Herzlichkeit, mit der man überall begrüßt wurde, ob von den Honoratioren der Stadt oder von manchem Unbekannten auf der Straße, die einen jeden gewiss machte, dass man willkommen war.

Und zum dritten: das trotz der kurzen Vor-

bereitungszeit doch relativ vielseitige Programm, das zwar berechtigter Weise das heutige Selbstgefühl der Stadt in den Vordergrund stellte, aber dennoch die große Vergangenheit Danzigs auch immer wieder aufleuchten ließ und sie als das eigentliche Bindeglied bei „alten“ und „neuen“ Danzigern bewusst machte.

Hier setzen dann aber auch Gedanken für die Gestaltung künftiger Treffen an, die Stadtpräsident Adamowicz ja in einem Rhythmus von etwa fünf Jahren stattfinden lassen möchte und zu deren Vorbereitung er ein „Danziger Forum“ von Repräsentanten Danzigs berufen will, die innerhalb und außerhalb der Stadt leben.

Was bei diesem Treffen sicher zu kurz kam, war der Dialog zwischen den „alten“ und

**Eröffnungsveranstaltung im Danziger Theater.**



„neuen“ Danzigern, der umso wichtiger ist, so lange es noch Mitglieder der Erlebnisgeneration gibt, sowohl auf deutscher wie auf polnischer Seite. So hatte ich schon für dieses erste Treffen dem Stadtpräsidenten vorgeschlagen, an den Anfang im Theater nicht eine historisch-soziologische Konferenz zu stellen, sondern eine große Podiums-Veranstaltung für alle Teilnehmer. Bei dieser hätten auf der einen Seite ausgewählte Vertreter der Danziger aus aller Welt etwas davon berichten können, wie sie das Andenken der Stadt auch außerhalb ihrer Mauern lebendig erhalten haben, wie Danzigs Geschichte fortgeschrieben wurde innerhalb und außerhalb der Stadt, wie Wunden verheilten und neue Brücken zur Stadt entstanden sind. Und zugleich hätten auf der anderen Seite Danziger Bürger der Nachkriegszeit darstellen können, wie sie diese Stadt wiederaufgebaut und damit allen Danzigern, Europa und der Welt als historisches und kulturelles Erbe wiedergeschenkt haben, aber auch, was sie in dieser Stadt erlitten haben unter der Zwangsherrschaft des Kommunismus und wie sie dazu beigetragen haben, sich selbst und Europa die Freiheit von diesem Joch zurückzuerobern.

Wenn überhaupt, dann bieten die nächsten Jahre noch eine letzte Chance zu einem lebendigen Dialog der Zeitzeugen, der unter den innerhalb und außerhalb der Stadtmauern lebenden Danzigern das Bewusstsein stärken kann, dass es vielfältige Zeichen der Gemeinsamkeit und des Brückenbaus seit Jahrzehnten gibt, die richtungweisend sein können für die gemeinsame Zukunft der Danziger in Europa.

Ein erster Schritt dazu war sicher dieses „I. Weltweite Treffen der Danziger“ im Jahre 2002. Die weiteren Schritte sollten wohlbedacht und sorgfältig mit längerer Vorlaufzeit getan werden. Das Adalbertus-Werk ist bereit, dabei mitzudenken und mitzuhandeln.

**Gerhard Nitschke**

Nach 1945 sind 27 Friedhöfe verschiedener Glaubensrichtungen aus dem Stadtplan Danzigs verschwunden. Zuerst war es das Unkraut und der Verfall von Grabsteinen und Gräbern – da die Angehörigen derer, die dort ruhten, geflohen, vertrieben, verschleppt, gestorben oder beim Untergang der Stadt umgekommen waren –, dann war es jedoch auch oft die mutwillige Zerstörung wegen der deutschen Grabinschriften, schließlich in den 60er/70er Jahren die planmäßige Auslöschung durch die Anlage neuer Straßen und Wohnsiedlungen, oder – entlang der Großen Allee – von Grünanlagen und Parks, durch die von manchen Friedhöfen – auch Jahrhunderte alten – kaum mehr als wenige Spuren übrig blieben.

Nach der „Wende“ wuchs bei manchen die Erkenntnis, dass man dadurch in zweierlei Hinsicht Unrecht getan hatte: zum einen, wie es der Danziger Stadtpräsident Pawel Adamowicz am 31. 10. 2000 bei der Grundsteinlegung zur Gedenkstätte formuliert hatte: „... an den Danzigern, die gezwungen waren, ihre Heimat zu verlassen, an den die Unwürdigkeit begangen wurde, ihnen das zu entziehen, was für jeden Menschen wichtig ist, seine Gräber und Friedhöfe“; zum anderen an der Stadt selbst und an ihrer Geschichte: „Die Zerstörung der Friedhöfe sollte auch das Gedenken an die Vergangenheit, das seinen Ausdruck in den Gräbern findet, auslöschen“, wie es bei der Einweihung des Denkmals formuliert wurde.

Diese geschah am Nachmittag des 24. Mai 2002, am ersten Tag des „I. Weltweiten Treffens der Danziger“, aber gerade dadurch stand sie geistig im Mittelpunkt des Treffens und gab diesem eine besondere Ausrichtung. Über die Idee und Vorgeschichte der Gedenkstätte ist in den Ausgaben 3-4/2000 und 1-2/2001 des *adalbertusforums* bereits berichtet worden. Hier sei – ergänzend dazu – aus den Einführungsworten bei der Einweihungsfeier zitiert:

„Die Idee, die Erinnerung an verschwundene Gräber in Form eines symbolischen Friedhofs der nichtexistierenden Friedhöfe wiederzuerwecken, wurde aus Scham geboren. Aus den Gedanken über das Schicksal des Einzelnen, der in die Räder der Geschichte geriet. Aus der Erfahrung, dass die Erinnerung an Friedhöfe ein Versuch der Wiedergutmachung für die Verletzung der Würde, die dem unantastbaren *sacrum* angetan wurde. Aus dem Bedürfnis der Sühne gegenüber den Verstorbenen und den Lebenden, denen dieser besondere Bereich der Erinnerung genommen wurde. Aus der Lektüre der „Unkenrufe“ von Günter Grass. Und schließlich auch aus der Verpflichtung, den übergangenen Teil der Geschichte wieder in unser Gedächtnis zurückzurufen. Denn dort, wo kein Friedhof ist, der in seinem Wesen ja ein gesegnetes Denkmal für die Verstorbenen darstellt, kann man den Toten auch nicht die ihnen gebührende Ehre erweisen. Und damit fehlt auch die Klammer zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Der Friedhof an der Kirche zum Heiligen Leichnam am Fuß des Hagelsberges ist wohl der besonde-



## DAS DENKMAL

### „Friedhof der nichtexistierenden Friedhöfe“

*Den Hunderttausend, die kein Grabstein nennt,  
Und die nur Gott allein bei Namen kennt.  
Saß er doch wahrlich strenge zu Gericht,  
Sie alle aus dem Lebensbuch zu streichen.  
Herr, mög der Bäume Beten dich erreichen.  
Wir zünden heute unser letztes Licht.*

Mascha Kaléko, Kaddisch

re Ort, der die Last des Symbols zu tragen versteht.“

Die Gedenkstätte liegt unmittelbar neben der Heilig Leichnam-Kirche (jetzt Pfarrkirche der polnisch-katholischen Gemeinde) an der heutigen „Straße des 3. Mai“, früher „Nordpromenade“, direkt hinter dem Hauptbahnhof Danzigs. Auf einer steinernen Stehle neben der Pforte findet man das o. a. Gedicht von Mascha Kaléko, der deutsch-jüdischen Dichterin (\* 7. 6. 1907 in Schidlow/Galizien, † 21. 1. 1975 in Zürich), deren Bücher auch am 11. Mai 1933 in Berlin von den Nationalsozialisten verbrannt wurden.

Die Stätte ist ähnlich einer Tempelanlage gestaltet: die vorhandenen Bäume bilden gemeinsam mit steinernen Säulen einen Säulenhain, der zu dem eigentlichen Denkmal leitet. Dieses bildet eine Synthese aus Altar und Katafalk, gegründet auf Resten von zerstörten Grabplatten, auf denen noch Fragmente deutscher und jüdischer Inschriften erkennbar sind. Auf dem Sockel ist als umlaufendes Schriftband – in polnischer Übersetzung – der leicht verkürzte erste Vers des Kaléko-Gedichtes eingemeißelt „... denen, die kein Grabstein nennt, und die nur Gott allein bei Namen kennt.“ In den Boden und auch in die Platte eingelassene nach oben gerichtete Strah-

ler sollen symbolisch die transzendente Beziehung andeuten und die Gedanken ins Jenseits richten, Votivlampen, die auf der Platte stehen, mit ihren sich verzehrenden Kerzen und ihrem Rauch die Vergänglichkeit alles Irdischen verdeutlichen.

Insgesamt ist die Anlage von der Gestaltung her sicher als ein außerordentlich gelungenes künstlerisches Werk zu beurteilen; von der dahinter stehenden Intention her ist sie als ein Zeichen der Vergangenheitsbewältigung und Versöhnungsbereitschaft zu werten, das bisher im Kontext der gesamten deutsch-polnischen Aufarbeitung der Vertreibungsproblematik nichts Vergleichbares findet.

Diesem Anspruch an Bedeutung war auch die Gestaltung der Einweihungsfeier in ihrer Feierlichkeit und unaufdringlichen Würde angemessen. Sie wurde leider behindert durch zu Beginn einsetzenden starken Regen, den der Stadtpräsident deutete als „Tränen des Himmels über das den Danziger Friedhöfen zugefügte Leid.“

Nach der von einem Moderator vorgetragenen Einführung in die Feier – aus der oben zitiert wurde –, hielten der Stadtpräsident Adamowicz, der stellvertretende polnische Parlamentspräsident Donald Tusk und der ehemalige Bremer Bürgermeister

Gerhard Nitschke

## GEBET

**im Namen der in Deutschland lebenden  
Danziger Katholiken**

bei der feierlichen Enthüllung  
des Denkmals

**„Friedhof nichtexistierender Friedhöfe“**  
am Freitag, 24. Mai 2002

*Herr, unser Gott und himmlischer Vater!  
Wir sind hier zusammengelassen, um  
der Toten aus vergangenen Jahrhunderten  
in der Geschichte dieser Stadt zu geden-  
ken.*

*Ihre Grabstätten wurden beseitigt, Vergel-  
tung für erlittene Schmach hat auch vor  
ihrer Grabesruhe nicht halt gemacht.*

*Ihnen soll hier mit diesem Denkmal eine  
sichtbare Stätte des besonderen Gedäch-  
nisses in dieser Stadt geweiht werden.*

*In die hier versammelte Gemeinschaft von  
Christen verschiedener Konfessionen und  
Menschen aus anderen Glaubensgemein-  
schaften reihen wir uns als eine Gruppe  
von heute in Deutschland lebenden katho-  
lischen Danzigern ein und tragen dir, un-  
serem Gott, unsere gemeinsamen Anliegen  
vor.*

*Lass diese Gedenkstätte die Erinnerung  
wach halten an die vielen Gräber in dieser  
Stadt, die es nicht mehr gibt, lass sie eine  
Stätte der Mahnung sein, der Toten aus  
vielen Jahrhunderten in Dankbarkeit zu  
gedenken, die hier einst gelebt, für diese  
Stadt gewirkt, manche Freude aber auch  
tiefes Leid erfahren haben.*

*Dein Sohn Jesus Christus hat uns durch  
sein Leben und Sterben gelehrt, wie sich  
Versöhnung vollziehen kann, sowohl hier  
auf Erden zwischen den Menschen als  
auch vor allem mit dir, himmlischer Vater.  
Der uns aus der Liebe zwischen dir und  
deinem Sohn gesandte Heilige Geist gibt  
uns die Kraft, seinem Beispiel zu folgen.*

*So lass diese Gedenkstätte auch ein Zei-  
chen der Versöhnung sein zwischen Deut-  
schen und Polen, zwischen Danzigern  
deutscher und polnischer Zunge, zwischen  
den Angehörigen der verschiedenen Kon-  
fessionen und Glaubensgemeinschaften,  
auf dass aus dem Geist der Einheit die  
Kraft erwächst, gemeinsam für den Frie-  
den zu wirken.*

*Lass nicht zuletzt diese Gedenkstätte da-  
ran erinnern, dass wir alle auf dieser Erde  
dem Tod entgegengehen, in dem alle Zwie-  
tracht, aller Hass und alles Leid ein Ende  
finden, aber auch die von uns dagegen zu  
setzenden Kräfte der Einheit, der Liebe  
und der Tröstung. Hilf uns, diesen Kräften  
im Angesichte dieser Stätte mehr Raum zu  
geben und ihnen zu vertrauen.*

*Lass uns jedoch vor allem auch an dieser  
Stätte bewusst werden, dass durch die Auf-  
erstehung deines Sohnes die Macht des  
Todes überwunden und auch uns die Auf-  
erstehung verheißen ist. Gib uns aus dieser  
Gewissheit das Vertrauen, dass es uns  
auch hier auf Erden schon gelingen kann,  
der Macht des Todes mit der Hoffnung  
auf ewiges Leben entgegenzutreten.*

*Dafür bitten wir Dich, den Vater, den Sohn  
und den Heiligen Geist, um Beistand und  
Segen. Dir sei Lob, Ehre und Dank, jetzt  
und in Ewigkeit. Amen*



Foto: Barbara Klemm/FAZ

**Vertreter der verschiedenen Glaubensrichtungen vor dem Denkmal (v.l.): pk. Pfarrer R. Michalak, ev. Bischof M. Warczyński, G.Nitschke, gk. Bischof W. R. Juszczak, rk. Erzbischof T. Gołowski.**

Hans Koschnik drei kurze Ansprachen, in denen aus der jeweiligen Perspektive das Ereignis gewürdigt wurde. Es folgte eine Lesung aus den „Unkenrufen“ von Günter Grass: zwei renommierte Schauspieler aus Danzig trugen jene Passagen vor, in denen der Besucher Danzigs, Alexander Resche, und seine polnische Begleiterin in Danzig, Alexandra Piątkowska, gemeinsam Spuren der Friedhöfe in der Stadt suchen, die – wie es der Autor mehrfach betont – „plattgemacht“ worden seien. Es gipfelte in dem Ausbruch der Piątkowska: „Schande für Polen ist das! Haben weggeräumt alles. Wo bisschen stand deutsch drauf. ... Haben Tote nicht ruhen lassen gewollt. Einfach plattgemacht alles. ... Schlimmer wie Russen noch. Und das nennen sie Politik, Verbrecher diese!“

Im Mittelpunkt der Feier standen dann acht Gebete, sieben davon gesprochen von den



Repräsentanten der in Danzig vertretenen Glaubensrichtungen. Man hatte außerdem auch die beiden Seelsorge-Beauftragten für die evangelischen und katholischen Danziger in Deutschland eingeladen, dort ebenfalls Gebete zu sprechen. Da beide verhindert waren, nach Danzig zu kommen, erreichte mich wenige Tage vor Beginn des Treffens die Anfrage des Stadtpräsidenten

Adamowicz, ob ich bereit wäre, diese Lücke zu schließen. So kam es, dass ich mich dann in den Kreis der sieben geistlichen Würdenträger als einziger Deutscher und als einziger Laie einreichte, um stellvertretend im Namen der vertriebenen deutschen katholischen Danziger zu beten und ein ewiges Licht auf das Denkmal zu stellen, was mich – man wird mir das sicher nachfühlen – außerordentlich bewegt hat. (Gebete s. Kasten.)

Es sprachen die Gebete in folgender Reihenfolge:

Piotr Kadłcik, Vizevorsitzender des Bundes der Gemeinden des Jüdischen Glaubens in der Republik Polen;

Erzbischof Dr. Tadeusz Gołowski, Metropolitan der Diözese Danzig;

Bischof Michał Warczyński, Leiter der Diözese Pommern der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in der Republik Polen;

Gerhard Nitschke, Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e. V., Bildungswerk der Danziger Katholiken in Deutschland;

Pfarrer Arkadiusz Zielepucha, Vertreter der russisch-orthodoxen Kirche;

Bischof Włodzimierz R. Juszczak, Leiter der Breslauer-Danziger Diözese der griechisch-katholischen Kirche;

Pfarrer Rafał Michalak, Probst der polnisch-katholischen Pfarrkirche Heilig Leichnam; Imam Selim Chazbijewicz.

In der Festschrift zu diesem Ereignis steht geschrieben:

*„Der Friedhof der nichtexistierenden Friedhöfe ist ein Begegnungsort aller Bewohner dieser Stadt, der Enkel mit ihren Ahnen, der hier und jetzt Lebenden mit denen, die gegangen sind, und auch mit denen, die erst geboren werden – um ihnen ein Fundament der Erinnerung zu werden.“*

Den Initiatoren und Realisatoren dieser Stätte sei Dank gesagt! **G.N.**

**A**cht Jahre ist es her, dass Prof. Dr. Andrzej Januszajtis beim 48. Gementreffen zum ersten Mal vor unserer Gemeinschaft referierte, es war jener beeindruckende Vortrag über „Danzig als Ort gemeinsamer Identifikation“, in dem er sein ungeheures Wissen über die Danziger Geschichte und deren Quellen und Urkunden in den Danziger Archiven offenbarte. Seit dem hat er immer wieder unsere Tagungen in Gemen und in Danzig mit seinen Vorträgen bereichert, hat uns mehrfach durch die wiederaufgebaute Stadt geführt und die Kostbarkeiten der Architektur und Kunst Danzigs erläutert, hat die Verbindung zur Cappella Gedanensis hergestellt und deren inzwischen fünffaches Auftreten im Rahmen unserer Veranstaltungen vermittelt und in den Konzerten selbst moderiert, einmal davon bei unserem 50. Gementreffen im Jahre 1996.

In der Festschrift zu diesem „50.“ hat Prof. Januszajtis in einem Beitrag die Ehrenbürger der Stadt Danzig bis zu jenem Zeitpunkt vorgestellt. Nun ist er selbst durch den Rat der Stadt in diesen erlauchten Kreis aufgenommen worden.

Während unserer 9. Deutsch-polnischen Studententagung in Danzig im Mai – zu deren Gelingen er erneut mit drei Programmbeiträgen maßgeblich verhalf – haben wir Prof. Januszajtis bereits persönlich zu dieser außerordentlichen Ehrung gratulieren können und ihm auch für die kontinuierliche Treue zur Arbeit unserer Gemeinschaft seit 1994 gedankt. Dabei habe ich meine persönliche Meinung zum Ausdruck gebracht, dass ich unter den Nachkriegsehrenbürgern

## Andrzej Januszajtis – Ehrenbürger der Stadt Danzig

Danzigs Prof. Januszajtis für den würdigen Träger dieser Auszeichnung halte, da er wie kein anderer Bürger der wiedererstandenen Stadt die Geschichte Danzigs verinnerlicht hat und ein wahrhafter Brückenbauer zwischen den Danzigern aller Zeiten geworden ist, jenen aus längst vergangenen Jahrhunderten, jenen, die die Stadt in Folge des II. Weltkrieges verlassen mussten und jenen, die heute in ihr leben.

Gratulation und Dank seien hier noch einmal vor der Leserschaft des *adalbertusforums* wiederholt. Es ist zu hoffen und zu wünschen – und Gott gebe dazu seinen Segen – dass Prof. Januszajtis, gemeinsam mit seiner verehrten lieben Frau, noch viele Jahre bei guter Gesundheit und Erhalt seiner bewundernswerten Schaffenskraft in „seiner“ Stadt Danzig leben, forschen und sich um ihren weiteren Aufbau bemühen und auch darum streiten kann.

Hier seine wichtigsten Lebensstationen: Andrzej Januszajtis wurde 1928 in Lida

(ehemaliges Ostpolen) geboren und verbrachte seine Jugend und Schulzeit während des Krieges in Lublin. Sein Vater wurde als einer der ersten Polen im KZ Auschwitz ermordet. 1948 kam Januszajtis nach Danzig, um dort an der Technischen Hochschule zu studieren, zunächst Maschinenbau, dann Physik. In diesem Fach promovierte er und habilitierte sich, war dann Mitbegründer der Fakultät für technische Physik, wurde Professor und Inhaber des Lehrstuhls und zeitweilig auch Dekan. Daneben studierte er Musik im Fach Klavier. Auch seine Frau ist Pianistin und Professorin, ihnen wurden zwei hochmusikalische Töchter geboren, von denen die jüngere – damals schon eine renommierte Geigerin – noch als Studentin bei einer Bergwanderung tödlich verunglückte, was für die El-



tern ein ungeheurer Schicksalsschlag war. Er eignete sich profunde Kenntnisse über die Geschichte und Kunst Danzigs an, veröffentlichte seit 1969 eine Reihe von Büchern und engagierte sich auch politisch, was zur Wahl zum ersten Präsidenten des Stadtrates von Danzig nach der „Wende“ im Jahre 1990 führte.

Nachstehend folgt die Würdigung der Verleihung der Ehrenbürgerschaft in einem Artikel in der in Danzig erscheinenden Zeitschrift „Nasz Gdańsk“, Nr. 12/2002, den wir in deutscher Übersetzung wiedergeben: *Andrzej Januszajtis, Präsident des Vereins „Nasz Gdańsk“ (Unser Danzig) wurde Ehrenbürger der Stadt Danzig. Er erhielt diesen für alle Danziger ehrenvollsten Titel am 14. Mai dieses Jahres während einer Zeremonie, die im Artushof stattfand.*

*Der Stadtpräsident von Danzig, Paweł Adamowicz, führte in seiner Laudatio u. a. Folgendes aus:*

*„Das humanistische Postulat geistiger Viel-*

*seitigkeit, die über die selbst gewählte und alltäglich betriebene wissenschaftliche Disziplin oder Kunst hinausreicht, wird in der heutigen Zeit einer weitgehenden Spezialisierung sehr selten erfüllt. Personen, die sich auf bedeutende Weise in mehreren Bereichen betätigt haben, begegnen wir nur ausnahmsweise. Sicher gehört zu ihnen Dozent Dr.-Ing. Andrzej Januszajtis – Physiker, Musiker, Historiker und Kenner der Geschichte Danzigs – der sich unermüdet um die Bewahrung des geschichtlichen und kulturellen Erbes unserer Stadt bemüht.*

*Im Jahre 1990 nahm Andrzej Januszajtis von Seiten der Bürgerkomitees an den ersten freien Kommunalwahlen teil und wurde im Dezember desselben Jahres zum Vorsitzenden des Stadtrates gewählt. Er erfüllte diese ehrenvolle Funktion bis zum Ende der Wahlperiode, welche er als leidenschaftliche Zeit der interessanten und wichtigen Erfahrungen und der Pionierarbeit bezeichnet. Ihre Ernte waren mehr als 600 Beschlüsse, von denen fast jeder etwas in dem vom alten System geerbten Lokalrecht änderte.*

*Als Vorsitzender des Stadtrates hat sich Andrzej Januszajtis als ein außergewöhnlich rechtschaffender Mensch bekannt gemacht, von standhaften Anschauungen und unverwundlicher Energie, der seine Pläne und Absichten konsequent verwirklicht. Sein persönliches Verdienst war die Entwicklung einer breiten internationalen Zusammenarbeit und der Einschluss Danzigs in europäische Ökologie-, Investitions- und Schulungsprogramme. Er hat auch zur Gründung des Vereins der Ostseestädte beigetragen.*

*Andrzej Januszajtis sehnt sich nach einem Danzig in der Gestalt von vor 1945. Er ist der Meinung, dass die historische Landschaft der Mottlaustadt – insbesondere in der Innenstadt im Ring der historischen Umwallung – überall wo es möglich ist, sorgfältig wiederhergestellt werden sollte. Er hält es für wichtig, dass man den Lokalgeist und die einmalige Atmosphäre Danzigs auf jeden Fall erhalten soll. Man darf sie bereichern, aber man darf sie nicht stören. Wichtig ist, dass man durch die historischen Bürgerhäuser und Baudenkmäler die Menschen sieht, die den Glanz und die Macht Danzigs geschaffen haben. So ist er also Anhänger der Rekonstruktion der historischen Bebauung der Rechtstadt und entschiedener Kritiker einiger nach seiner Meinung dem entgegenstehenden konservatorischen Handlungen. Er meint auch, dass es für Experimente mit moderner Architektur in Danzig mehr als genug Raum gibt, jedoch außerhalb des Geländes der historischen Innenstadt.*

*Es ist unmöglich, im Angesichte des immensen Wissens und der Gelehrsamkeit eines der ausgezeichnetesten Kenners Danzigs und seiner Geschichte gleichgültig zu bleiben. Ebenso ist es auch schwierig, in wenigen Worten das Gesamtbild der Leistungen dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit zusammenzufassen. Tatsächlich ist doch Andrzej Januszajtis eine wahrhaftige Danziger Institution, eine der zuverlässigsten und – ich zögere nicht, es zu sagen – eine der wertvollsten für diese Stadt.“*

**G. N.**

# Menschenwürdiges Sterben

Religiöse Frühjahrstagung in Essen-Werden am 23./24. März 2002

„Solange ich da bin, ist der Tod nicht da – ist aber der Tod da, bin ich nicht mehr“ – diese schlichte Weisheit des altgriechischen Philosophen Epikur könnte auch aus unserer Zeit und Gesellschaft stammen, in der es vielen so schwer fällt, über den Tod zu sprechen. Dabei ist er ja längst nicht so abwesend, wie es die Weisheit Epikurs vermuten lässt. Vielmehr wird er durch Krankheit und Altern schon im Leben spürbar und fesselt auch die Menschen, die einen wichtigen Angehörigen verloren haben. Wie aber kann das Sterben als Teil des Lebens begriffen und der Umgang mit Tod und Trauer erleichtert werden?

Diese Frage stand im Mittelpunkt der traditionellen Frühjahrstagung in Essen-Werden vom 23. bis 24. März 2002 unter dem Titel „Menschenwürdiges Sterben“. Es hätte kaum einen passenderen Termin geben können als den Passionssonntag. So schlug auch der Referent Dipl.-Theologe Michael Betz aus Köln den Bogen vom Leiden und Sterben Jesu zum Lebensende, das jedem Menschen irgendwann bevorsteht: „In der Spannung zwischen den Ausrufen Jesu: ‚Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!‘ und: ‚In deine Hände lege ich meinen Geist!‘ bewegt sich jeder Sterbeprozess. Das Gefühl, dass man dieses Weg nur ganz alleine gehen kann, einerseits und das Bewusstsein eines erfüllten Lebens andererseits prägen die letzten Stunden.“

Michael Betz ist seit 13 Jahren in der Hospizbewegung aktiv und arbeitet als hauptamtlicher Koordinator einer Hospizgruppe des Malteser-Hilfsdienstes in Köln. „In den vergangenen 20 Jahren ist die Hospizbewegung die größte gesellschaftliche Bewegung in der Bundesrepublik gewesen“, erklärt der 38-Jährige nicht ohne ein wenig Stolz. Tatsächlich ist es erstaunlich, welche Kreise die Arbeit für und mit Sterbenden und ihren Angehörigen in den wenigen Jahren gezogen hat. Die bescheidenen Anfänge liegen in den 80er Jahren. Menschen schlossen sich zusammen, die auf das oft unwürdige Sterben in Krankenhäusern und Altenheimen aufmerksam machten. 1983 wurde die erste Palliativ-Station in Köln eröffnet; das ist ein Krankenhaus, bei dem nicht mehr die Verpflichtung zur Heilung besteht, sondern die Linderung der Schmerzen im Vordergrund steht, um Menschen zu helfen, bei denen keine Heilungsaussichten mehr bestehen. Parallel dazu entstanden die ersten ehrenamtlichen Hospizgruppen, die sich um Sterbende und deren Angehörige in ihrer Umgebung kümmerten.

1986 bzw. 1987 entstanden die ersten stationären Hospize in Aachen und Recklinghausen. In den 90er Jahren entwickelte sich dann ein breites Netz von Hospizgruppen. Heute gibt es rund 800 Ortsgruppen bundesweit, in denen sich rund 4.000 Ehrenamtliche engagieren, dazu 80 stationäre Hospize und 50 Palliativstationen. „Nach

wie vor ist die Hospizbewegung eine Bürgerbewegung, die vom Engagement der Freiwilligen getragen wird“, betont der Referent, „ohne dieses Engagement entsteht nirgendwo eine stationäre Einrichtung.“ Auch wenn diese Struktur den Handlungsspielraum nicht zuletzt in finanzieller Hinsicht begrenzt, hält Michael Betz es für gut, dass das persönliche Anliegen und die Bereitschaft des Engagement für eine gute Sterbekultur Voraussetzung für staatliche Hilfen ist, die den stationären Einrichtungen gewährt wird.

Doch bevor der Referent das Thema Sterbebegleitung vertiefte, wollte er etwas mehr von den Zuhörern erfahren:

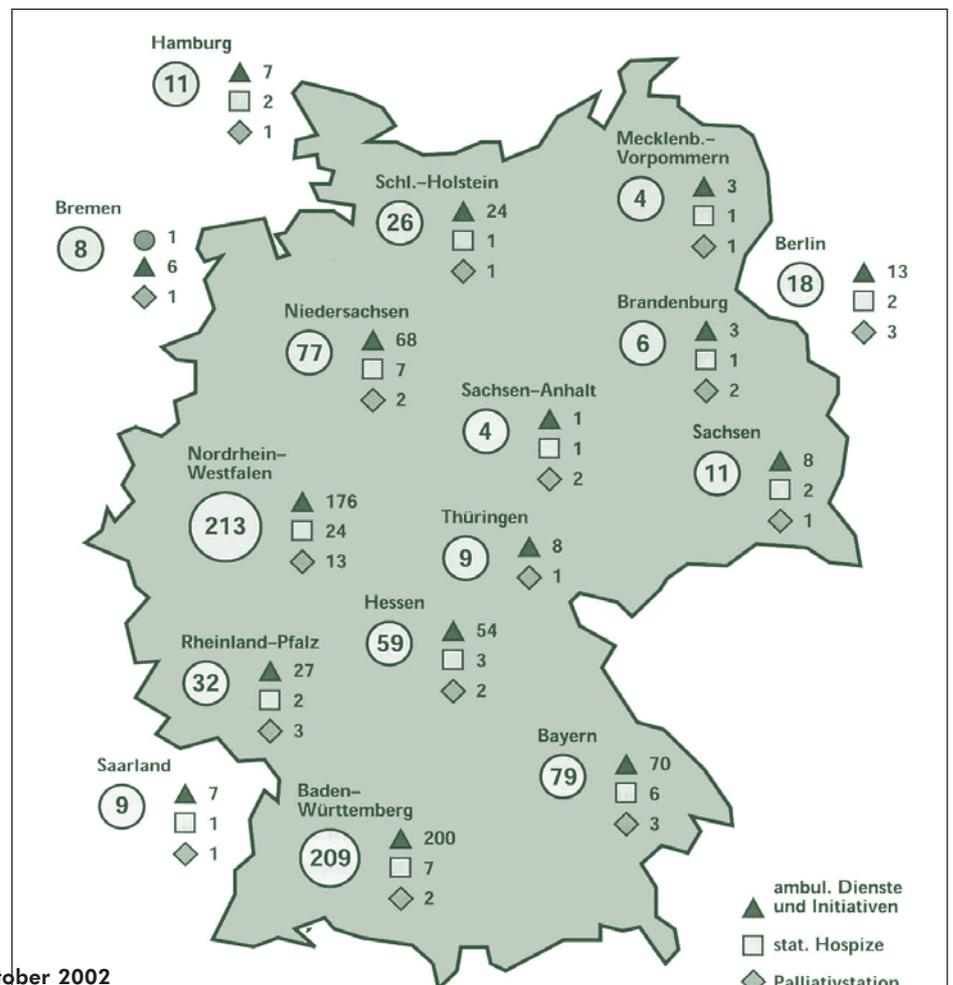
„Welchen Tod wünschen Sie sich?“ Den meisten fiel es schwer, spontan eine Antwort zu geben – sei es, dass sie sich noch keine konkreteren Gedanken darüber gemacht hatten – schließt sich „Tod“ und „Wünschen“ doch auf den ersten Blick aus, sei es, dass die Möglichkeiten zu sterben so vielfältig sind. Leichter war es da, von Erfahrungen mit dem Tod von Angehörigen Freunden oder Eheleuten zu sprechen und die Frage zu beantworten, ob man diesen Tod als würdig oder unwürdig empfunden hatte. Dann formulierten aber doch einige auch ihre persönlichen Vorstellungen. Die meisten wünschten sich, zu Hause, im Kreis der Familie, auf jeden Fall aber nicht alleine zu sterben. Manche erhofften sich dabei

volles Bewusstsein und das Gespräch mit den Angehörigen – andere wollten lieber unbewusst, ohne Krankheit und Schmerz einschlafen und nicht wieder aufwachen.

„Zu Hause, nicht allein und mit erträglichen Schmerzen – das sind die drei wichtigsten Anliegen der Deutschen in Bezug auf ihr Sterben“, bestätigte Michael Betz, „eigenartiger Weise sterben trotzdem 60 Prozent in Krankenhäusern und gut 20 Prozent in Altenheimen.“ Der Referent führt es auf die Panik zurück, in der im letzten Moment noch ein Notarzt gerufen und damit ein Mechanismus ausgelöst werde, der nicht mehr rückgängig zu machen sei. Das zu verhindern, sei ein Ziel der Hospizbewegung, die sich in solchen Situationen zur Verfügung stellt, und die Sterbesituation begleitet.

Was das Sterben „mit erträglichen Schmerzen“ betrifft, sei Deutschland noch ein totales Entwicklungsland. Starke Opiate sind durch das Betäubungsmittelgesetz sozusagen als Drogen verboten, auch im Lebensendstadium. Michael Betz räumt ein, dass eine Lebensverkürzung, die sich in der Größenordnung „von Stunden“ bewege, durch die starken Schmerzmittel nicht ausgeschlossen sei, „aber das ist immer besser als ein alles Bewusstsein raubender Schmerz.“

In diesen Punkten sei man beispielsweise in den Niederlanden wesentlich weiter. Nun hatten sich die Niederlande im Jahr 2001 aber auch mit der Legalisierung der Euthanasie hervorgetan, die eine breite Diskussion auslöste. Positiv weiß der Hospizmitarbeiter die klaren Auflagen und die Konstruktion eines straffreien Verbots (ähnlich



unserer Gesetzgebung bei der Abtreibung) zu werten und vor allem, dass die neue Gesetzgebung Ergebnis einer langen gesellschaftlichen Diskussion ist, die in Deutschland fehle. Trotzdem kann er das gezielte Beenden menschlichen Lebens nicht gutheißen und hofft, dass die Hospizbewegung Alternativen aufzeigen könne. Doch sei so etwas wie Hospizbewegung in den Niederlanden unbekannt.

Nachdem am Samstagabend Gelegenheit war, eine ganze Reihe guter Literatur zu den verschiedensten Facetten des Themas Tod kennen zu lernen, stellte Michael Betz am Sonntag noch die Hospizbewegung genauer vor. Im Mittelpunkt steht die Begleitung Sterbender und ihrer Angehörigen – manchmal brauchen diese mehr Hilfe als die Todkranken selbst. Die Begleiterinnen und Begleiter werden ein Jahr lang sorgfältig auf diesen Dienst vorbereitet. Es geht dabei um eine ganzheitliche Betreuung: körperliche, soziale, psychische Bedürfnisse werden gleichermaßen berücksichtigt. Das Credo ist, dass die Menschenwürde bis zum Schluss erhalten werden soll.

Doch die Aktivitäten erschöpfen sich längst nicht auf die konkrete Begleitung Sterbender. Die Beratung Angehöriger, die Vermittlung schmerztherapeutischer Hilfen und die Trauerbegleitung sind weitere Hilfen, die angeboten werden. Ein weiteres wichtiges Thema ist die Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit, nicht nur zum Selbstzweck, um auf den Dienst aufmerksam zu machen, sondern um ein Bewusstsein in der Bevölkerung zu verändern. „Es ist wichtig, dass über den Tod gesprochen wird, und zwar früh genug, dass Angehörige wissen, wie jemand sterben möchte, und dass kein Kräfte zehrendes und unehrliches Versteckspiel betrieben wird, wo Angehörige und Sterbender genau Bescheid wissen und doch keiner den anderen mit der Wahrheit konfrontieren will.“ Etwas davon ist bei den rund 20 Anwesenden angekommen, auf jeden Fall aber die Botschaft: „Sterben ist ein Teil des Lebens – und zwar ein ganz wertvoller!“

**Adalbert Ordowski**

**Literaturempfehlungen:**

- Wolfgang Picken, Abschied nehmen vom Leben – ISBN 3-7831-1851-4
- M. Schnegg, M. Müller, Unwiederbringlich – Vom Sinn der Trauer – ISBN 3-451-26398-x
- H. Böke, L. Kundsens, M. Müller, Nach innen wachsen (Spiritualität) – ISBN 3-49170313-1
- Gertrud Finger, Mit Kindern trauern – ISBN 3-268-00224-2
- Petra Markzengaffinen, Abschied von Oma (Tod und Kinder) – ISBN 3-491-77019-x
- Medard Kehl, Und was kommt nach dem Ende? (Theologie) – ISBN 3-451-27015-3
- Philip Ariès, Geschichte des Todes (Historische Perspektive) – ISBN 3-423-04407-1
- Werner Schell, Sterbebegleitung – Sterbehilfe (Rechtliche Perspektive) – ISBN 3-89495-111-7
- Stein Husebö, Was bei Schmerzen hilft – ISBN 3-451-05131-1
- Carmen Thomas, Berührungsgänge? – Vom Umgang mit der Leiche – ISBN 3-8025-1279-0
- Barbara Leisner, Praktischer Rat und Hilfe in den Tagen der Trauer (Ratgeber) – ISBN 3-451-26084-0
- M. Stankowski, R. Pause, Tod im Rheinland (Kaba-rett) – ISBN 3-462-02473-6

# Kaschuben und Pommern

## Tagung der Academia Baltica vom 19. bis 21. April 2002

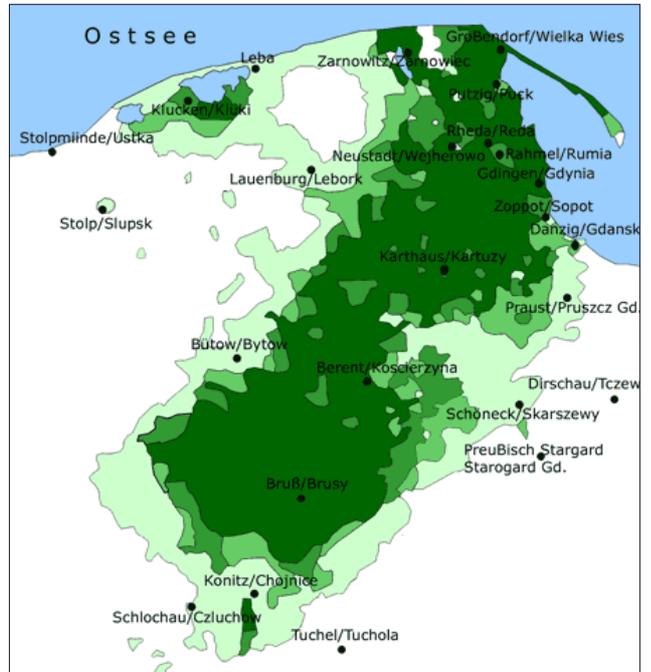
Die Anreise war weit: die erste gemeinsam von der Academia Baltica mit dem Adalbertus-Werk, dem Kaschubischen Institut Danzig und dem Deutschen Kulturforum östliches Europa, Potsdam, veranstaltete Tagung fand in der Akademie Sankelmark bei Flensburg statt. Doch stellte sich – was man bei der Nähe zur dänischen Grenze nicht so ibso vermuten sollte – recht bald kaschubisches Fluidum ein, die zahlreichen Gäste aus Danzig und seinem Umland, die unter Führung von Prof. Dr. Jozef Borzyszkowski angereist waren, sorgten schon dafür.

Es ging bei der Tagung darum, in Zusammenarbeit mit deutschen und polnischen Historikern und Landeskundlern – wie auch mit Zeitzeugen und an der kaschubischen Kultur Interessierten – in einen sich von nationaler Befangenheit lösenden Dialog zu treten, der Widersprüche zwar nicht verschweigen, aber das Verbindende entdecken lassen sollte.

Akademie-Direktor Dr. Albrecht und Prof. Dr. Borzyszkowski führten am Freitagnachmittag in einem Doppelreferat über „Die Kaschuben gestern und heute“ in die Tagung ein, und es wurde schon hier deutlich, dass auf der einen Seite vieles in diesem thematischen Umfeld unscharf ist – Geschichte, Identität, Abgrenzung oder Gemeinsamkeit mit Polen, manche Verklammerung mit Deutschland, Bevölkerungszahl, Volkstum, Sprache u. a. –, dass auf der anderen Seite die Begeisterung für die Landschaft, das Interesse am kaschubischen Volk, an dessen Geschichte und Kultur, bei Insidern und „Zaungästen“ stetig wächst, vor allem seit dem auch diese „kleine Hei-

mat“ wieder frei von politischen Zwängen ist.

Am Abend stand ein weniger kunsthistorischer als mehr meditativer Lichtbildervortrag über „Klöster und Kirchen in der Kaschubei“, in dem ich versuchte, die geistig-religiösen Quellen aufzuzeigen, aus denen



das Land und seine Bewohner heute noch schöpfen, und die mit Orten wie Oliva, Pelplin, Karthaus, Zuckau, Zarnowitz u. a. verbunden sind.

Der zweite Tag diente dann im Wesentlichen dazu, dem Bild von der Kaschubei Konturen, ja Schärfe zu geben. Dabei stand die Frage nach der „kaschubischen Identität“ im Vordergrund – oder besser – über den unterschiedlichen Beiträgen.

Zwei Vorträge legten am Vormittag die Grundlagen für das weitere Gespräch: zum einen sprach Dr. Miloš Řezník, Prag und Leipzig, zum Thema „Geschichtsschreibung und kaschubische Identität“, zum anderen Dr. Cezary Obracht-Prondzyński, Danzig,



über „Die Kaschuben nach 1945“. In beiden Vorträgen wurde deutlich, dass die historisch-politischen Prozesse in Nordosten Europas in den letzten 250 Jahren das kaschubische Volk in einer Weise eingeengt haben, dass es immer mehr in der Entwicklung der für seine Identität unabdingbaren Elemente des Volkstums und der Sprache behindert war.

Der Nachmittag des Samstags diente dann der Präsentation und kritischen Würdigung eines gewaltigen Buch-Opus von mehr als 800 Seiten: POMORZE-MAŁA OJCZYNA KASZUBÓW KASCHUBISCH-POMMERSCHE HEIMAT, herausgegeben vom Kaschubischen Institut in Danzig gemeinsam noch mit der Ostsee Akademie Lübeck-Travemünde. Unter der Redaktion von Prof. Dr. Borzyszkowski und Dr. Albrecht haben ein Dutzend Autoren ein gewaltiges Kompendium an historischem Wissen und Ergebnissen neuer Forschungen zusammengetragen, zweisprachig ediert und mit reichhaltigem Bildmaterial versehen. Die *Kritische Würdigung* dieser Leistung durch Prof. Zbigniew Zielonka, Stolp, und Dr. Matthias Niendorf, Kiel, sowie in einer anschließenden Aussprache, war natürlich getragen von dem Respekt vor dieser ungeheuren Anstrengung und der Freude über das endlich erschienene Werk. Kritisch angemerkt wurden einige „Kinderkrankheiten“, wie viele Übersetzungsfehler vor allem bei den Bildlegenden, sowie das fehlende Register, als auch generell der zu geringe Anteil an deutschen Autoren.

Der Abend bot ebenfalls einen Einblick in die kaschubische Identität: Dr. Hanna Nogosek, Potsdam, zeigte und kommentierte Fotografien aus dem „Alltag in der Kaschubei“, aufgenommen um 1900 auf dem Gut Hochpaleschken in Westpreußen von damaligen Gutsbesitzer Alexander Treichel.

„Między narodami/Zwischen den Nationen“ heißt der Titel eines vor drei Jahren von Mirosław Bork, Warschau, erstellten Films über Danzig und den „Korridor“, der am Sonntagmorgen gezeigt und diskutiert wurde. Der äußerst objektive Film stellt das Schicksal von Land und Leuten im Kontext der deutsch-polnischen Zeitgeschichte seit dem I. Weltkrieg dar. Dem Gespräch kam zugute, dass drei der in dem Film befragten Zeitzeugen anwesend waren.

Vor einer zusammenfassenden Schlussdiskussion als Abschluss der Tagung stand noch ein kurzes Referat von mir zum Thema „Die Kaschuben zwischen Deutschland und Polen – Anmerkungen eines Zeitzeugen“, in dem ich – ergänzend zum Film – als ein überwiegend aus kaschubischen Wurzeln Stammender versucht habe, exemplarisch am Schicksal meiner Familie und Vorfahren die kulturelle, sprachliche und gesellschaftliche Ambivalenz zu verdeutlichen, die sie in den letzten 100 Jahren mitgeprägt hat.

Die Tagung war insgesamt eine von den Teilnehmern als sehr gelungen beurteilte Veranstaltung, zu der man sich recht bald eine Fortsetzung wünscht.

G. N.

## LITERATUR

### Stephan H. Pfürtner: Nicht ohne Hoffnung

Ein umfangreiches Buch ist hier vorzustellen, eine Autobiografie des Verfassers bis zu seinem 23. Lebensjahr, in der er sich an seine Kindheit und Jugendzeit in Danzig erinnert, an Medizin-Studium in Breslau und Kiel, an seine Kriegsteilnahme – zunächst als ganz junger Sanitätsgehilfe im Polenfeldzug, später als kriegsfreiwilliger „Landser“ und noch später als Sanitäter an der Ostfront. Schon diese Aufzählung könnte den Untertitel verständlich machen: *Erlebte Geschichte 1922 bis 1945*.

Sie ist aber unvollständig, denn das Buch enthält auch eine umfangreiche Darstellung des Lübecker Christenprozesses vor dem Volksgerichtshof 1942/1943, in dem der Verfasser des Hoch- und Landesverrats angeklagt wird, aber mit einer halbjährigen Gefängnisstrafe davonkommt.

Die große Krise während der langen Haftzeit mit der Erfahrung: Ich kann nicht ohne Hoffnung leben – und ihre Überwindung durch alle äußere Hoffnungslosigkeit hindurch waren wohl ein wesentlicher Impuls, dieses Buch zu schreiben; der Titel stammt aus diesem Kapitel. Als weitere relativ selbstständige Einheit gibt es den Bericht über die riskante Fluchthilfe für drei Jüdinnen aus dem KZ Stutthof, die der Verfasser im Einvernehmen mit seiner Familie leistet (und die den dreien wirklich das Leben gerettet hat).

Sich erinnern, erzählen, berichten – das ist die eine Seite des Buches. Die andere: da-

rüber nachdenken, das Erzählte in einen größeren Zusammenhang stellen, es aus heutiger Sicht beurteilen. Zugegeben, manchmal sind diese Reflexionen sehr weit ausholend – in der Hauptsache liegt jedoch gerade hier – so scheint mir – ein besonderer Vorzug dieser Biografie: Die Wirklichkeit der nationalsozialistischen Zeit wird einmal so erzählt, wie der Verfasser sie erlebt und erfahren hat und zugleich fragt er sich immer wieder, warum er sie lange so viel harmloser erfahren hat, als sie „eigent-

lich“ war – warum er z. B. als Freiwilliger in den Krieg gezogen ist; warum er es einfach nicht geglaubt hat, als eine Ukrainerin ihm verstört von der Ermordung der Juden in ihrem Gebiet sprach; warum er sich erst so spät dazu durchgerungen hat, den deutschen „Ersieg“ nicht zu wünschen. Die Antworten sind, denke ich, auch für den, der die Zeit nicht selbst miterlebt hat, einleuch-

tend und nachvollziehbar (denn ein Mangel an Mut kann es nicht gewesen sein, der eine umfassendere Einsicht nicht zuließ).

Das Buch wird gegenwärtig ins Polnische übersetzt – und man wünscht ihm auch viele polnische Leserinnen und Leser. Sie können viel darüber erfahren, wie es in Danzig und Umgebung vor 1945 zuging; das fängt schon bei dem wunderschön erzählten Kindheitskapitel „Auf Fahrt nach Otomin“ an und ist bei der genauen Schilderung, wie sich das Leben auf dem oft besuchten Gutshof im Großen Werder abspielte, noch lange nicht zu Ende. Auch die fraglos deutsche Identität des Jungen, der



Lübeck, Krypta der Probsteikirche, Gedächtnisstätte für die vier Märtyrerpriester.

doch aus einer gemischt deutsch-slavischer Herkunftsfamilie stammt, bei ebenso fragloser katholischer Identität mag interessant sein, ist es doch gerade sein „Hören auf die Kirche“, das die stärkere Ausbildung einer oppositionellen Haltung, wo nicht gar eine Entscheidung zum Widerstand verhindert – während andererseits die kirchliche Bindung ihn mehr und mehr dazu bringt, im anderen zuerst den Menschen zu sehen, unabhängig von dessen Nationalität, dessen Rasse, dessen körperlicher Verfassung – ganz im Widerspruch zur öffentlich gewünschten Haltung. Bewegendstes Beispiel dafür ist die Begegnung mit dem jungen Polen in der Haftanstalt. Diejenigen, die 2001 die Gementagung erlebt haben, werden sich an die Erzählung im Rahmen des Festreferats erinnern.

Aus dem bisher Gesagten ist sicher schon deutlich geworden, dass es eine Vielzahl von Aspekten gibt, unter denen das Buch mit Gewinn zu lesen ist. Drei möchte ich zum Schluss noch eigens anführen: Es ist u. a. ein Buch, das von den Anfängen ökumenischer Erfahrungen in der Kriegszeit erzählt; vor allem ist dabei an den Christenprozess zu denken. Vier junge Geistliche – drei katholische und ein evangelischer – mussten aufgrund ihres offenen Wortes ihr Leben lassen – mit einem war der Verfasser kurze Zeit näher bekannt. Die Verbundenheit der vier untereinander, bei geringer bzw. gar keiner Unterstützung durch ihre jeweiligen Kirchen(leitungen), hat er teils selbst erlebt, teils später davon erfahren.

Zum anderen: Das Buch enthält zu einem nicht geringen Teil Schilderungen vom Besatzungs- und Kriegsgeschehen. Inzwischen kennt der Verfasser die „Verbrechen der Wehrmacht“, wie sie die entsprechende Ausstellung zeigt. Sein anfänglicher Unglauben (s. o.) rührte auch daher, dass in seiner Umgebung ein solches Verhalten nicht vorkam. Die Darstellung der Wehrmachtsausstellung ist sicher durch solche Schilderungen von Besatzung und Krieg zu ergänzen, will man sich einem Gesamtbild der Kriegswirklichkeit annähern.

Und schließlich: Bei der Antwort auf die Frage: Wie bin ich der geworden, der ich bin – taucht wie ein roter Faden immer wieder die Familie auf – die Mutter an erster Stelle, der Vater, die zwei Brüder und drei Schwestern. Es ist (im ursprünglichen Sinne) merkwürdig: Die Erinnerung an beengte Wohnverhältnisse, an Armut bis zum Hunger, an einen arbeitslosen und dann manchmal betrunkenen Vater – all das kann das Gesamtbild einer geborgenen, reichen Kindheit nicht zerstören! Und es scheint, dass gerade die Meisterung solcher Situationen zu den wichtigsten Erfahrungen des Heranwachsenden gehörte. „So ist aus der bisherigen Schilderung auch fast eine Familiensaga geworden“, resümiert der Verfasser (S. 548). Ob auch das für manche Jüngere ein Leseanreiz sein kann?

**Ingrid Neudeck**

*Stephan H. Pfürtnner, Nicht ohne Hoffnung – Erlebte Geschichte 1922 bis 1945, 636 S., Verlag W. Kohlhammer GmbH Stuttgart 2001, ISBN 3-17-017091-0, 25,- Euro.*

## Maria Luise Thurmair-Mumelter 90 Jahre alt

### Sie schrieb vor 20 Jahren das Dorotheen-Lied

Sie ist die bedeutendste deutsche Kirchenlied-Dichterin des 20. Jahrhunderts: Im „Gotteslob“ steht ihr Name als Textautorin unter 38 Liedern, häufiger als jeder anderer Name; ihr Mann, Georg Thurmair, folgt ihr mit 15 Eintragungen. Mit ihrer ausdrucksstarken und bildhaften, jedoch absolut ungekünstelten Sprache hat sie Lieder geschaffen, die ähnlich in den Besitz des Kirchengesanges eingegangen sind, wie manche Lieder des 16. und 17. Jh. – z. B. von Paul Gerhardt –, obwohl sie es durchaus versteht, in ihre Lieder das heutige Glaubensspektrum einzufangen. Zwei Lieder seien hier stellvertretend genannt: „Komm, Herr Jesu, komm, führ die Welt zu Ende“ (GL 568) und „Dank, sei dir, Vater, für das ew'ge Leben“ (GL 634). Manche Lieder hat sie alten Melodien unterlegt, andere sind von bedeutenden Kirchenliedkomponisten des vorigen Jahrhunderts vertont worden, so von Heinrich Rohr, Erhard Quack und Adolf Lohmann, mit denen sie eng zusammenarbeitete.

Die wohl letzte gemeinsame Liedschöpfung von Maria Luise Thurmair und Adolf Lohmann (1907–1983, von ihm stammt die Melodie zum Lied „Wir sind nur Gast auf Erden“, das 1935 im Zusammenwirken mit Georg Thurmair entstand) war 1982 das Lied zu Ehren der hl. Dorothea von Montau, das Prälat Wothe in das 1984 herausgegebene Buch „Danziger Kirchenlieder“ aufnahm, das im Wesentlichen das alte Danziger Liedgut bewahren sollte. Ich hatte damals Prälat Wothe – der die Aufnahme ei-



nes Dorotheen-Liedes wünschte – davon überzeugen können, dass wir versuchen sollten, die wohl derzeit zu den besten Kirchenliedschöpfern Gehörenden für die

Umsetzung seines Wunsches zu gewinnen, zumal die Ausgangssituation dadurch günstig war, dass ich seit 30 Jahren mit Adolf Lohmann befreundet war. Der Plan gelang, und so entstand in gemeinsamen Ringen zwischen Dichterin und Komponist – in dem sich auch Georg Thurmair etwas mitengagierte –, eines der schönsten Heiligenlieder der Kirche im

20. Jahrhundert, für das wir Danziger Katholiken unseren Dank dadurch abstatten sollten, indem wir es häufiger singen.

Maria Luise Mumelter wurde am 27. September 1912 in Südtirol geboren. 1918 floh die Familie nach Innsbruck, dort studierte sie Germanistik und Geschichte, hörte außerdem Vorlesungen über Liturgie und promovierte zum Dr. phil. 1941 heiratete sie Georg Thurmair, bis 1936 Mitarbeiter des katholischen Blattes „Junge Front“ und mit Josef Diewald und Adolf Lohmann im Jugendhaus Düsseldorf Mitstreiter gegen die Gleichschaltung der katholischen Jugend. 1949 übersiedelte die junge Familie, der sechs Kinder geboren wurden, nach München. Sie war dann an der Herausgabe mehrerer Liederbücher beteiligt – u. a. „Kirchenlied“, „Singende Gemeinde“ – schrieb und übersetzte viele geistliche Lieder, darunter auch schöne advent- und weihnachtliche, engagierte sich in der kirchlichen Bildungsarbeit und zog ihre Kinder groß. Nach dem Tod ihres Mannes, der 1984 starb, lebt sie weiterhin in München unter der Betreuung durch ihre Kinder. Gott möge sie weiterhin segnen und ihr in den Leiden des Alters Kraft schenken. **G. N.**

## GLÜCKWÜNSCHE

■ Am 8. August 2002 beging **Archimandrit Irenäus Totzke** seinen 70. Geburtstag. Der in Danzig-Langfuhr Geborene ist ein außerordentlich vielseitig begabter und auch tätiger Mann: seit 1957 Mitglied der Byzantinischen Dekanie der Benediktinerabtei Niederaltaich, wurde er 1960 in Rom zum Priester nach byzantinischem Ritus geweiht und 1976 vom Rumänischen Patriarchen mit der Würde eines Archimandriten (Ehrenabt) ausgezeichnet; er betätigt sich u. a. als Herausgeber der byzantinischen Liturgie in deutscher Sprache, als Musikwissenschaftler mit vielen Veröffentlichungen – darunter auch zur Danziger Musik –, als Spezialist für orthodoxe Kirchenmusik und Berater von Chören, die sie in originaler und in deutscher Sprache aufführen, als Komponist – u. a. von Liederzyklen nach Texten von Martin Damß und Agnes Miegel –, sowie als Vortragsreisender und Kongressmitglied in vielen Ländern. Seit 1966

hat er sich auch häufig in den Dienst des Adalbertus-Werkes gestellt, mit Vorträgen und musikalischen Beiträgen, vor allem auch als Zelebrant und in der Verkündigung des Wortes Gottes. Mit besonderem Dank sei erwähnt, dass er sich mit großem Engagement seit vielen Jahren der kleinen Gruppe unserer Gemeinschaft in München annimmt und das auch nach dem Tod von Winfried Derow unter der neuen Leitung von Wolfgang Nitschke weiterführt. – AD MULTOS ANNOS!

■ Seinen 65. Geburtstag feierte am 4. September 2002 **Gerhard Erb**. Seit dem 2. Gementreffen 1948 ist er regelmäßig dabei und hat sich um die Arbeit beider Gemeinschaften in mehreren Ämtern verdient gemacht: 1956–1959 war er Jungenfürer, 1959–1962 Erster Sprecher der Gemeinschaft der Danziger kath. Jugend, dem Vorstand des Adalbertus-Werkes gehörte er 1977–1991 als Schriftführer an. Neben diesen Führungsaufgaben liegt sein Hauptverdienst für unsere Arbeit jedoch auf zwei Gebieten: zum einen hat er als Historiker

sowohl in Gemen als auch auf vielen Regionaltreffen ein Fülle von Vorträgen zu geschichtlichen Themen im Bereich Danzig – Polen – Ostmitteleuropa gehalten, zum anderen sich über viele Jahre sowohl im Jugend- als auch im Kinderprogramm intensiv um den „Gemen-Nachwuchs“ bemüht. In den letzten Jahren haben berufliche Zwänge ihn in seinem Engagement etwas kürzer treten lassen. Der Beginn des dritten Lebensabschnitts – zu dem ihm und auch seiner Frau Elisabeth, die das gleiche Wiegenfest am 2. Oktober beging, herzlich Gottes Segen gewünscht sei – veranlasst uns zu der Hoffnung, nun wieder stärker auf seine Mitarbeit in der Bildungsarbeit zählen zu können!

■ Zu einem weiteren runden Geburtstag sei hier gratuliert, auch wenn erst eine 4 vor der 0 steht: **Wolfgang Nitschke** feierte am **21. September 2002** seinen „40.“ Zum ersten Mal war er 1964 im Alter von noch nicht zwei Jahren in Gemen, seit dem – mit einer Ausnahme, als er in Krakau Polnisch lernte – immer dabei. Sein Engagement für unsere Arbeit entwickelte sich mit zunehmendem Alter, in der Adalbertus-Jugend war er Mitglied des Sprecherteams, in der Kontaktarbeit mit der DDR und Polen viele Jahre auch auf der Ebene des BDKJ tätig. Seit sieben Jahren nun ist er der Quartiermanager der Gementreffen und auch sonst zuständig für viele Bereiche der organisatorischen Vorbereitung. Diesmal hat er auch organisatorische Mitverantwortung für unsere Tagung in Danzig getragen. Daneben moderiert der gelernte Journalist in Gemen Arbeitskreise und Podiumsgespräche, leitet seit drei Jahren die Region Bayern und ist Webmaster unserer Internetseite – wahrlich ein vielfältiges ehrenamtliches Programm. Dafür Dank und gute Wünsche für die nächsten 40 Jahre! **G. N.**

## PERSONALIEN

■ **Urszula Palfasz**, zuletzt Gesandte der Republik Polen an der Botschaft in Berlin – unserer Arbeit jedoch schon seit der Zeit verbunden, als die Botschaft noch in Köln war, von wo aus sie zweimal die Gementreffen besuchte – ist seit August 2002 in die EU-Abteilung des Außenministerium in Warschau berufen worden, wo sie in einer Gruppe zur Zukunft Europas tätig sein wird. Auch zum diesjährigen Gementreffen erhielten wir von ihr ein herzliches Grußwort.

■ Im deutschen Generalkonsulat in Danzig fand im ersten Halbjahr 2002 ein Amtswechsel statt: **Roland Fournes** ist nach nur drei Jahren Tätigkeit im April in den Ruhestand getreten, neuer Generalkonsul ist seit Anfang Juli **Dr. Detlef von Berg**. Wir wünschen ihm einen guten Start und eine erfolgreiche Tätigkeit in Danzig und hoffen auf Kontinuität der guten Zusammenarbeit mit dem Generalkonsulat wie unter dem letzten Leiter und seinen beiden Vorgängern.

**Adalbertus-Werk im Internet:  
www.adalbertuswerk.de**

## ZUM GEDENKEN

■ Am **18. September 2002** – einen Tag vor seinem 72. Geburtstag – starb in Osnabrück Landessuperintendent i. R. **Dr. Gottfried Sprondel**. 1998, beim 52. Gementreffen, war er beim Podiumsgespräch zum Thema „Missionsland Ostseeraum“ binnen weniger Stunden als „Ersatzmann“ für den erkrankten ev. Landesbischof von Mecklenburg eingesprungen und erwies sich als exzellenter Sachkenner der kirchlichen Situation in der ehemaligen DDR. Damals war er Vorsitzender des „Ostkirchenausschusses der EKD“, mit dem die AKVO bis zu dessen Auflösung vor drei Jahren in einem ökumenischen Arbeitskreis Jahrzehnte lang eng zusammenarbeitete. Es war ihm zu verdanken, dass ein Teil der Ostarbeit der EKD in einem „Fachausschuss Kirchengeschichte der ev. Kommission für Osteuropa“ weitergeführt wird. Dr. Sprondel stammte aus Pommern und blieb seiner Heimat eng verbunden. Die Zusammenarbeit mit ihm war von sachlicher Kompetenz, theologischer Tiefe und großer ökumenischer Offenheit, der persönliche Kontakt stets von großer Herzlichkeit geprägt. Ihm gilt ehrendes und dankbares Gedenken!

■ Am **21. September 2002** starb in Pillar/Inntal **Magnus Kaminski**. Er lebte seit vielen Jahren in Österreich, wurde am 29. 6. 1960 in Innsbruck zum Priester geweiht und war dann bis zu seiner Pensionierung als Studienprofessor am Gymnasium tätig, danach lebte er in Pillar und engagierte sich in der Studenten- und Jugendseelsorge. Magnus, der als Sohn des Küsters der Oliväer Kathedrale am 22. 2. 1929 geboren wurde, stieß nach der Vertreibung aus der Heimat früh zur Gemeinschaft der Danziger kath. Jugend, war als Schüler und Student mehrfach in Gemen und engagierte sich bei der Vorbereitung und Leitung von Jugendtreffen im Raum Fulda.

■ Beim diesjährigen Gementreffen war **Helga Minke** geb. Ekrut, noch dabei, engagiert und kontaktfreudig, wie schon in den letzten Jahren, als sie mehrmals als evangelische Christin an unseren Treffen teilnahm und sich auch in die Gestaltung der ökumenischen Wortgottesdienste einbrachte. Als sie diesmal nach Königshorst bei Neuruppin heimkam, fiel sie zwei Tage später aufgrund einer Gehirnhautentzündung in ein tiefes Koma, aus dem sie im Krankenhaus von Neuruppin nur noch partiell erwachte, wo sie am **12. Oktober 2002** starb. Helga Minke wurde am 21. 6. 1929 in Zoppot geboren, wir wohnten im gleichen Haus und kannten uns seit der Kindheit. Nach der Vertreibung studierte sie in Berlin evangelische Theologie, heiratete 1954 einen Kommilitonen und ging mit ihm in die Sowjetzone, wo sie gemeinsam – er als Pfarrer, sie als Vikarin – fast 40 Jahre lang die Gemeinde Königshorst führten, mit bewundernswertem Mut und Gottvertrauen, aber auch unter erheblichen politischen Drangsalen und großen persönlichen Opfern, die sie gemeinsam mit ihren vier Kindern durchstanden, die jedoch Martin, den Mann und Vater, so aufriefen, dass er, nur 68jährig,

1994, starb. Helga Minke engagierte sich dann in der Gemeinschaft der evangelischen Vertriebenen aus Danzig und fand durch uns auch Anschluss ans das Adalbertus-Werk. Das Bemühen um Aussöhnung mit Polen war ihr ein gelebtes Selbstverständnis.

Wir bitten Gott um seinen Segen für unsere Verstorbenen, er schenke ihnen Tröstung und ewige Ruhe! **G. N.**

## VERANSTALTUNGEN

### Bildungstreffen 4. Quartal 2002

**24. November München**  
Kolpinghaus St. Theresia,  
Hanebergstraße 8

### Vorschau auf 2003

### Religiöse Frühjahrstagung

Kardinal-Hengsbach-Haus, Essen-Werden  
**22./23. März 2003**

### Deutsch-polnisch-litauische Begegnung der adalbertus-jugend in Danzig

**10. bis 18. April 2003**

### 10. Deutsch-polnische Studententagung in Danzig

**10. bis 17. Mai 2003**

### 57. Gementreffen

**30. Juli bis 4. August 2003**

Die Themen aller vier Tagungen werden im nächsten *adalbertusforum* veröffentlicht.

### Termine in Kreisau

#### Internationale Jugendbegegnungsstätte

**18.–22. 11. 2002**

*Deutsch-polnische Jugendbegegnung Heringsdorf - Swinemünde*

#### Europäische Akademie

„Der Widerstand der Geschwister von Wartenburg“

#### **7. Kreisauer Tagung der**

**Forschungsgemeinschaft 20. Juli**

**29. 11.–1. 12. 2002**

*Europäische Zukunft Niederschlesiens*

#### **4. Niederschlesisches Forum für Politik und Wirtschaft**

Kontakt und ausführliches Programm:  
**Internationale Jugendbegegnungsstätte Kreisau**

Krzyzowa 7, PL-58-112 Grodziszczce  
Tel. +48-74-8500 300, Fax +48-74-8500 305  
E-mail: mds@krzyzowa.org.pl  
www.krzyzowa.org.pl

### Termine in der Academia Baltica:

Programm: www.academiabaltica.de;  
Anfragen an: **Academia Baltica**  
Mengstraße 31, **23552 Lübeck**  
Tel. (04 51) 3 96 94-0, Fax (04 51) 3 96 94-25,  
E-Mail: office@academiabaltica.de

*Änderungen bleiben vorbehalten.*